

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 34 (1937-1938)
Heft: 1

Artikel: Berns Wirtschaftslage im Dreissigjährigen Krieg
Autor: Bürki, Fritz
Kapitel: III: Preise und Löhne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-370956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III. KAPITEL

Preise und Löhne

1. Die Preisrevolution des 16. Jahrhunderts

Vielleicht die auffälligste wirtschaftliche Erscheinung des 16. Jahrhunderts ist der gewaltige Preisauftrieb, von dem in dieser Epoche die europäischen Länder erfasst wurden. Er nahm um 1520 in Spanien seinen Anfang, griff dann auf Frankreich und die übrigen Staaten des Kontinents über und erreichte gegen 1600 auch England¹⁾. Im bernischen Gebiet setzte die Hausse nachweisbar um die Jahrhundertmitte ein und gelangte zwischen 1590 und 1600 im wesentlichen zum Abschluss. Am schärfsten traten die Preisveränderungen in Spanien auf, wo der Lebenskostenindex binnen hundert Jahren um das vier- bis fünffache gestiegen sein soll²⁾. Für Bern ist eine Steigerung um das zwei- bis dreifache festzustellen.

Die Zeitgenossen fragten beunruhigt nach den Gründen der allgemeinen Verteuerung und fanden sie meist in Misswachs, Krieg, Spekulation und Münzverschlechterung. Tiefer blickten jene, welche die Bevölkerungszunahme verantwortlich machten. *Jean Bodin* endlich fand die Erklärung, an der auch die moderne Wirtschaftswissenschaft noch festhält. In seiner 1568 erschienenen Schrift „*Discours sur les causes de l'extrême cherté qui est aujourd'hui en France*“ stellt er den Satz auf, dass die Preissteigerung auf den Ueberfluss an Edelmetallen zurückzuführen sei. Die Gold- und Silberzufuhr aus Amerika schuf ein Ueberangebot an Zahlungsmitteln und trieb die Preise hoch. 1503 kamen die ersten Goldmengen aus Westindien nach Spanien; 1519 trafen die ersten Aztekenschatze des Korteze ein, 1534 Pizarros Inkabeute. Aber all das ist unbedeutend im Vergleich zu den Erträgen der Silberminen von Potosi, deren Abbau zwischen 1545 und 1560 begonnen wurde. Das Entscheidende dabei war das neue Gewinnungsverfahren mit Hilfe von Quecksilber, das die Gesteungskosten umwälzend verringerte. Nach *Kulischers* Berechnungen stieg die durchschnittliche Jahresproduktion der Welt in Silber von 90 Tonnen 1521—1544 auf 419 Tonnen 1581—1600. Seit 1550 fielen drei Viertel der Gesamterzeugung an Edelmetallen auf Amerika, im 17. Jahrhundert fünf Sechstel. Dass Spanien den Preisauftrieb zuerst und am heftigsten zu spüren bekam, ist einleuchtend, nahm es doch den Grossteil der

Silbererzeugung auf. Zudem verhinderte es lange die Ausfuhr von Edelmetallen nach andern Ländern und verschärfte damit die Preise in seinem Gebiet noch weiter ³⁾.

Die Preissteigerung in der Schweiz lässt sich indessen nicht einfach von der Geldseite her erklären. Denn bei uns war von einer Silberflut nichts zu spüren; es herrschte vielmehr eine grosse Knappheit an guten Zahlungsmitteln. Gerade zwischen 1550 und 1600 mühte man sich in der Schweiz erfolglos um die Silberbeschaffung ab. An der Fruchtlosigkeit dieser Versuche scheiterte die Aufwertung des Schweizerbatzens und damit auch der geplante Währungsanschluss an das Reich. Denn die eidgenössischen Regierungen konnten ihre Münzen nur dann besser schlagen, wenn das Ausland ihnen das Prägemetall nicht versagte. Der Silbermangel zwang sie zur stufenweisen Herabsetzung des Feingehalts für das Kleingeld, das dadurch an Kaufkraft verlor ⁴⁾. Verminderte Kaufkraft des Geldes aber bedeutet Preissteigerung, und so stösst man hier auf eine erste unzweifelhafte Ursache der Warenverteuerung. Doch ist es nicht die ausschlaggebende. Das Steigen der Edelsorten, die Kehrseite der Münzverschlechterung, konnte eine so krasse Preissteigerung nicht bewirken. Von 1518—1590 ging die Sonnenkrone von 22 bz auf 30; in Prozenten ausgedrückt von 100 auf 136. Die Warenpreise stiegen in derselben Zeit jedoch von 100 auf 250—300. Ueberdies ist die merkwürdige Tatsache zu beachten, dass die bedeutenden Wertverminderungen des Bernbatzens in den Jahren 1592 und 1613 ohne nennenswerten Einfluss auf die Preise blieben. Das gibt ein neues Rätsel auf. Es lässt sich nur dadurch einigermaßen lösen, dass man dem Batzen in diesen Jahren einen gewissen Kreditwert zumisst, der nur allmählich schwand, dass sich also die Auswirkung der Inflation auf den Markt verzögerte. Die Währungspolitik der Regierung bestimmte somit die Preisbildung nur unwesentlich. Uebrigens war die staatliche Münzverschlechterung eine internationale Erscheinung, und es drängt sich die Frage auf, weshalb Staaten, denen es an Edelmetall nicht fehlte, ihre Münzen korrumpierten. Es mag dies mit der fortschreitenden Geldwirtschaft und der daherrührenden grössern Nachfrage nach Zahlungsmitteln zusammenhängen. Die Nachfrage nach Geld wies jedoch lange nicht die Steigerung auf, die sich im Anwachsen der Gold- und Silbervorräte bemerkbar machte ⁵⁾. In der Schweiz indessen fehlten diese Vorräte, und wenn die bernische Regierung auch ansehnliche Mengen gemünzter Edelmetalle hortete, so konnte dies nicht preisverschärfend wirken, weil sie dem Markt entzogen waren. Die Silberknappheit in unsern Landen bei gleichzeitiger Edelmetallflut jenseits

der Grenzen beweist aufs neue die starke wirtschaftliche Abschränkung der damaligen Schweiz.

Krieg, Misswachs, Spekulation vermochten die Sätze nur vorübergehend hochzutreiben; als Ursachen für die Preisumwälzung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fallen sie ausser Betracht. Für Bern lässt sie sich am ehesten mit dem raschen Anwachsen der Bevölkerung erklären. Die vermehrte Volksdichte hatte eine Verknappung der Verbrauchsgüter im Gefolge, die dadurch noch verschärft wurde, dass bei der herrschenden Landnot die Konsumentenschicht stark answoll, während die Produzentenklasse nicht in demselben Masse zunahm⁶⁾. Mochte die Gütererzeugung auch durch intensivere Bewirtschaftung des Bodens, die allmähliche Aufgabe der Zelgenordnung, die Bebauung der Brache mit Hülsenfrüchten, durch Einschläge in Allmend und Wald, Schachensiedlung erhöht werden: dies alles konnte die Warenklemme wohl lindern, aber nicht beseitigen. In der Knappheit der Bedarfsgüter ist daher die Hauptursache des hohen Preisstandes zu sehen. Doch geht die Rechnung auch hier nicht ganz auf. Die Verteuerung erstreckte sich nämlich nicht bloss auf die Artikel des Massenverbrauchs wie Korn, Fleisch, Wein, Salz; auch Spezereien und Gewürze wurden in gleicher Weise von ihr ergriffen. Das Pfund Reis kostete 1551 2 kr, 1603 6 kr. Da es sich hier um eine Einfuhrware handelt, ist der Zusammenhang mit der Preisentwicklung im Ausland gegeben.

Auffallend ist, dass der allgemeine Auftrieb zwischen 1590 und 1600 zum Stillstand kam. Ein Stocken des Volkszuwachses ist unwahrscheinlich; doch müssen sich Angebot und Nachfrage im Gleichgewicht befunden haben. Im Ausland gingen — von England abgesehen — die Preise nach 1600 ebenfalls nicht mehr hinauf. Das weist bei aller Verschiedenheit der Verhältnisse auf ein Gemeinsames hin, das hier wie dort wirkte.

Vielleicht aber liegt das Problem einfach. Der bernische Wirtschaftsraum stand der fremden Nachfrage im 16. Jahrhundert trotz des Autarkiewillens der Regierung noch recht weit offen, und da ergab sich die Angleichung der Preise an die des Auslandes von selber. Die ständige starke Beanspruchung des bernischen Viehmarktes durch auswärtige Abnehmer spricht dafür, dass man bei uns eher billig kaufte, auch wenn die Preise von Jahrzehnt zu Jahrzehnt merklich stiegen. Bern trieb im Kielwasser der internationalen Preisbewegung; es ging ihr nicht voraus. Darüber dürfen allerdings die preistreibenden Faktoren nicht vergessen werden, die ihren Ursprung innerhalb der bernischen Grenzen haben, und von

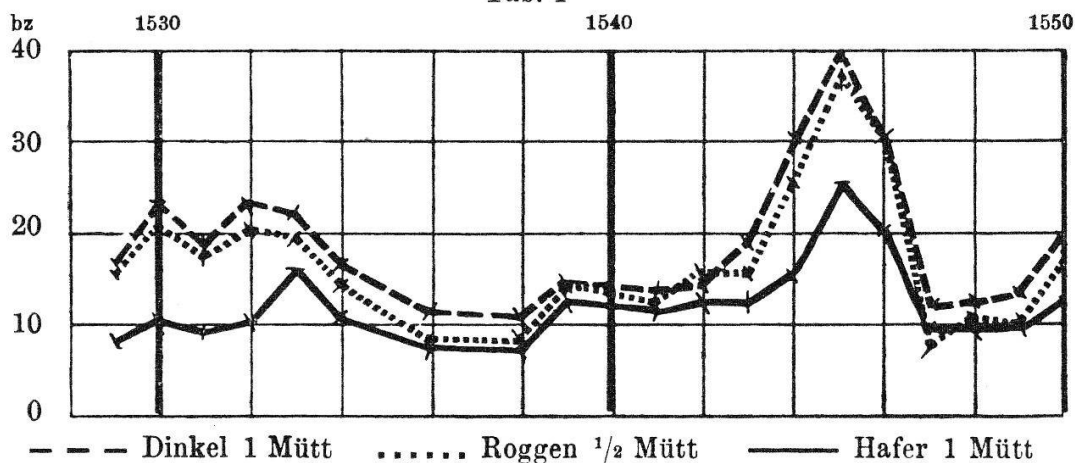
denen der Volkszuwachs der wichtigste ist. Die bernische Preisrevolution des 16. Jahrhunderts kann somit als das Ergebnis des Zusammenwirkens internationaler und „nationaler“ Voraussetzungen gedeutet werden.

Korn

Von 1500—1550 ist ein Steigen der Kornpreise nicht festzustellen. Das Mütt Hafer wurde 1512 zu 18 s, 1547/48 zu 17 s abgegeben, das Mütt Dinkel 1486 zu 9½ bz; 1547/48 lautete der billigste Satz in Frienisberg 9 bz ⁷⁾. Die Preise standen 1550 fast genau gleich wie 1529/30, in den Dreissigerjahren und 1547—49 sogar tiefer (Tab. 1). Eine deutliche Hebung des Preisspiegels ist auch für

Höchstpreise für Getreide 1529—1550 Frienisberg und Köniz

Tab. 1

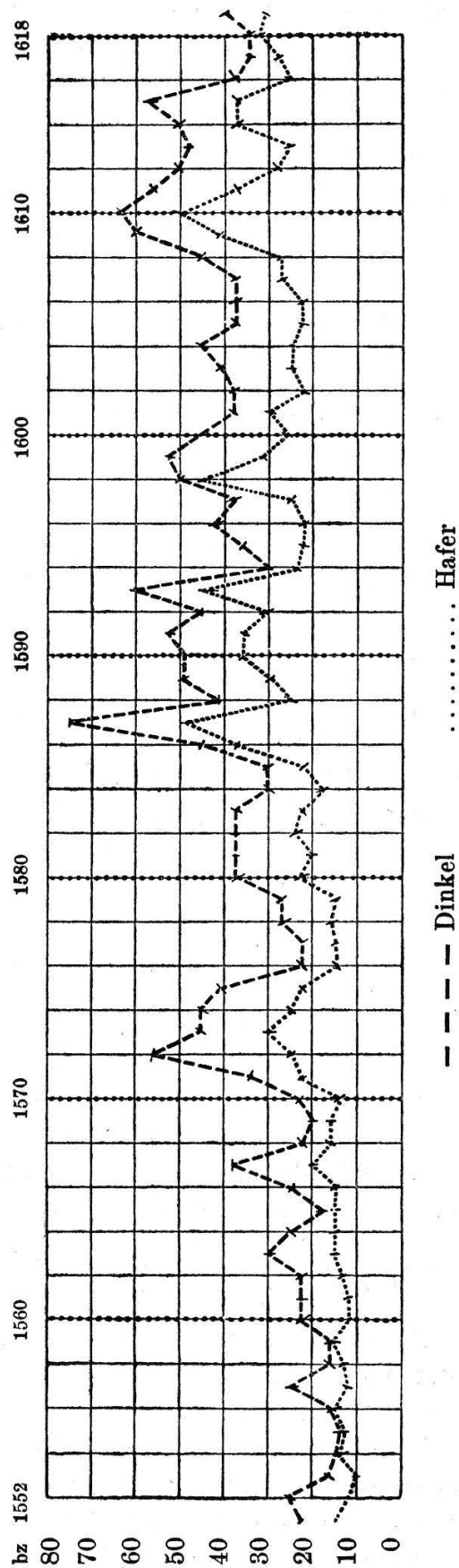


die Fünzigerjahre nicht ersichtlich. Erst ab 1560 kann ein merkliches Anziehen beobachtet werden; es verschärft sich ganz ausserordentlich von 1570—1590 (Tab. 2). Von da weg treten wesentliche Veränderungen des Preisstandes im Jahrzehntmittel nicht mehr auf. Folgendes sind die Höchst- und Mindestpreise für das Mütt Dinkel im Jahrzehntdurchschnitt (dazu auch Tab. 3):

	Höchst bz	Tiefst bz
1530—1539	16,9	13,9
1540—1549	19,0	13,9
1550—1559	18,6	16,3
1560—1569	24,6	21,4
1570—1579	33,7	27,4
1580—1589	43,1	36,9
1590—1599	45,0	38,6
1600—1609	44,2	38,5
1610—1619	44,3	36,7

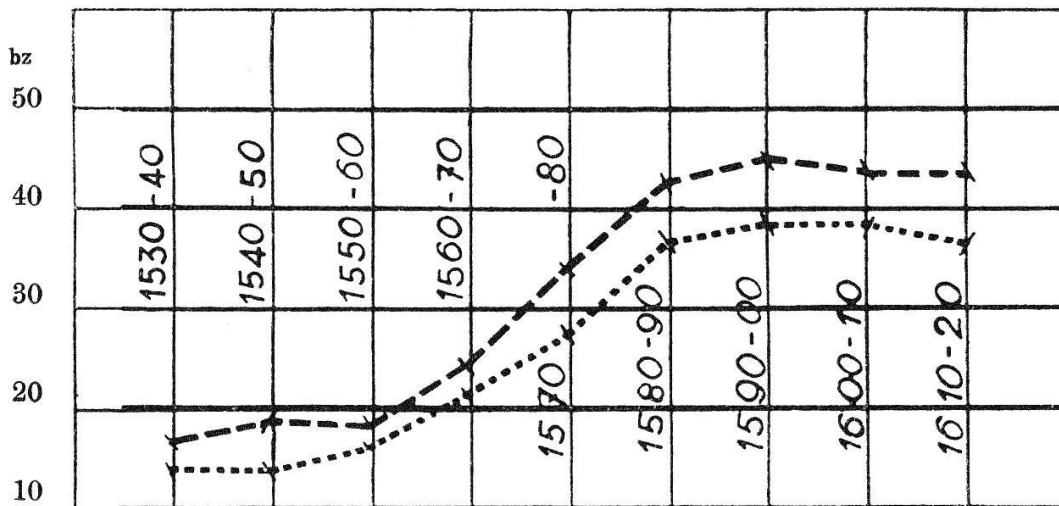
Höchstpreise für Dinkel und Hafer in bz das Mütt (Thorberg)

Tab. 2



Höchst- und Mindestsätze für Dinkel im Jahrzehntmittel in bz das Mütt

Tab. 3



Errechnet man aus Höchst- und Mindestsätzen den mittlern Preisstand und setzt ihn für 1530/40 gleich 100, so ergibt sich bis 1590/1600 eine Steigerung auf 271,4, d. h. auf das zweieinhalb- bis dreifache. Im Ausland stiegen die Getreidepreise in der nämlichen Zeitspanne um 150—200 %⁸⁾, d. h. von 100 auf 250—300, somit ungefähr gleich stark; ein Beweis, dass die bernische Preisentwicklung dem internationalen Zuge folgte. Mit der zunehmenden Verteuerung weitete sich naturgemäss auch die Spanne zwischen Höchst- und Mindestsätzen.

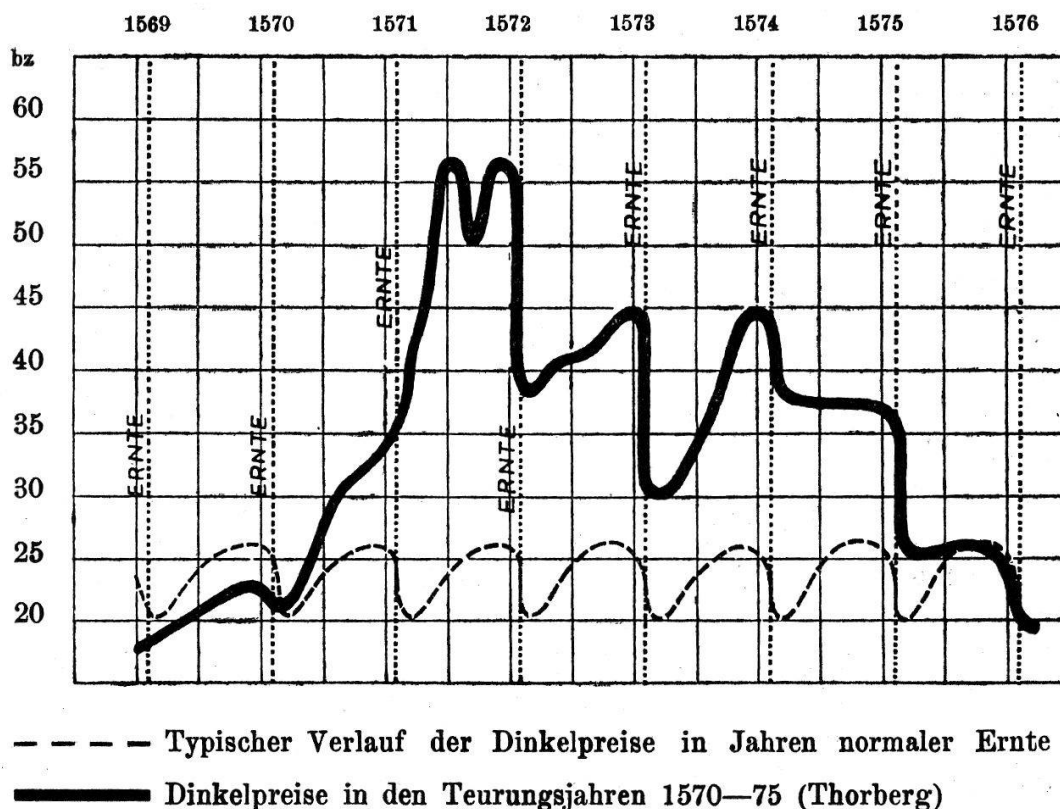
Die Preise bewegten sich nicht in ruhigem Gleichmass aufwärts. Die Entwicklung vollzog sich mit überraschender Sprunghaftigkeit. Die Sätze schnellten plötzlich empor und stürzten ebenso unvermittelt ab; aber sie erreichten zwischen 1550 und 1600 selten oder bloss vorübergehend den voraufgegangenen Tiefstand, sondern trieben stossweise nach oben; es war eine Seltenheit, dass sie zwei, drei Jahre stabil blieben.

Die Preise waren hochgradig erntebedingt. Gute Ernten brachten billiges Brot; Misswachs hatte Hunger im Gefolge, weil die Frucht für den nicht bemittelten Verbraucher unerschwinglich wurde. Daher die oft belächelte Aufmerksamkeit, die allem galt, was mit der Witterung zusammenhängt, wie einem dies in den Aufzeichnungen jener und auch späterer Zeiten entgegentritt. Die Chronik des Bauers von Brechershäusern ist voll von Notizen über Was-

sernot und Trockenheit, Hagelschlag und Ungewitter. Zitternd harrten Obrigkeit und Landmann der Folgen der Missernte und trugen sie als eine Strafe des allmächtigen Gottes. Aufatmend und dankbar, als unverdiente Gnade, begrüßte man die guten Jahre, wovon auch die Regierungsmandate Zeugnis geben. Mit einer schönen Wendung heisst es einmal: „Gott hat uns einen guten, fruchtbaren und vollkommenen Herbst vor die Augen gestellt.“

Auch innerhalb des einzelnen Jahres schwankten die Preise beträchtlich. Bei normalem Ertrag gingen sie unmittelbar nach der Ernte scharf zurück, stiegen vom Herbst bis zum Sommer an und fielen dann wieder (Tab. 4). Das Mütt Dinkel wurde 1538/39 auf dem Markt zu Bern nacheinander zu 7½, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14 bz verkauft, das Mütt Hafer zu 7½, 8, 9, 10, 11, 12 bz. Es fehlte eben die ausgleichende Wirkung eines ununterbrochenen, mächtigen Angebots vom Weltmarkt her⁹⁾. Man lebte von der Hand in den Mund. Nicht umsonst hiess der Sommer die gute, der Winter die böse Zeit. Das Gebet ums tägliche Brot hatte einen ganz unmittelbaren Sinn, von dem man sich heute, da dieses Wort längst zur Formel verblasst ist, nicht so leicht einen Begriff machen kann. Die

Tab. 4



in der Reformationszeit einsetzenden Versuche, die Sprunghaftigkeit der Sätze mittelst staatlicher Vorräte zu dämpfen, vermochte das beängstigende Auf und Ab der Preise, von dem man nie wusste, wie weit es führte, nicht zu beseitigen.

War schon ein einzelnes Fehljahr ein Unglück, so bedeuteten zwei, drei aufeinanderfolgende Missernten oft eine Katastrophe. Plötzliche Preiskrisen von gefährlicher Schärfe sind seit 1540 fast für jedes Jahrzehnt nachzuweisen (Tab. 1, 2). Die Sätze gingen dann nach der Ernte nur unbedeutend oder gar nicht zurück; es konnte geschehen, dass sie nach dem Kornschnitt steil hochschossen. Der Amtmann von Köniz verkaufte das Mütt Dinkel 1544/45 zu 15, 22½, 24, 26, 30, 37½, 39½ bz. Tab. 4 zeigt den Verlauf der Kornteure von 1570—75. In diese Jahre fallen die Verfügung von Höchstpreisen und die Heranziehung der privaten Getreidebestände in der Stadt Bern für die Allgemeinversorgung. Doch ist diese Krise nicht allein auf schlechten Ertrag zurückzuführen; denn auch die Vieh-, Butter- und Salzpreise trieben nach oben. Die Teuerung war allgemein. Sie muss auch politische Ursachen gehabt haben. Die nach dem Tridentiner Konzil mit höchster Aktivität arbeitende Gegenreformation stachelte den Glaubenseifer der katholischen Orte auf, was bei den Evangelischen eine kämpferische Abwehrstimmung hervorrief. Nach der Bartholomäusnacht (August 1572), an der sich katholische Schweizer beteiligt hatten, lag der Bruderkrieg in der Luft. Die Rückwirkung auf die Wirtschaft war dieselbe wie zur Zeit der Kappeler Kriege: die politische Hochspannung lähmte das Geschäftsleben und verscheuchte die Waren vom Markt ¹⁰).

Dagegen war die Teuerung von 1543—45 erntebedingt ¹¹). Die Hungersnot von 1586/87 ist die Folge von Misswachs in den Jahren 1585/86. Das Mütt Dinkel konnte 1584 noch zu 27 bz gekauft werden; 1586 galt es bis zu 75 bz. In der Waadt hielt der Tod seine Ernte; die meisten Familien nährten sich von Kräutern und Wurzeln. Doch fehlte auch diesmal der politische Hintergrund nicht. Im Oktober 1586 beschworen die sieben katholischen Kantone das Christliche Bündnis (Goldener oder Borromäischer Bund), und im Frühjahr 1587 gingen die fünf innern Orte die aggressive Verbindung mit Spanien ein. Die Regierung hatte kein Auge für die wirtschaftliche Seite dieser Ereignisse. Als 1587 trotz der vorzüglichen Ernte die Preise nicht mit der erwarteten Schnelligkeit sanken, führte sie dies lediglich auf Wucher zurück. Der Rat schreibt am 17. August: „Wiewohl der gnädige Gott die Strafe der Teuerung durch den reichen Segen dieser Ernte so väterlich gemildert, wird doch

durch geizige und eigennützige Personen versucht, das liebe Getreide in hohem Schlag zu behalten und zu verteuern.“ — Die übrigen Teurungsjahre — 1566, 1593, 1598/99, 1609—11 — waren nicht durch die politische Lage bedingt; nur 1614/15 wirkte sie mit ¹²).

Die Jahre 1617 und 1618 brachten für die Getreidepreise einen Rekordtiefstand. Das Mütt Dinkel galt noch 30 bz (Wangen) und 34 bz (Thorberg). Vergleicht man diese Zahlen mit dem Tiefststand von 1538, wo das Mütt Dinkel um 8—10 bz erhältlich war, so offenbart sich das Ausmass der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts. Es wird deutlich, dass Fehlernten und politische Spannungen wohl stärkste Wirkungen hatten und den Preisverlauf stürmisch gestalteten, dass es sich dabei aber, im ganzen, um Oberflächenerscheinungen mit Augenblicksfolgen handelt, unter welchen erst die rätselhaften eigentlichen Triebkräfte tätig waren.

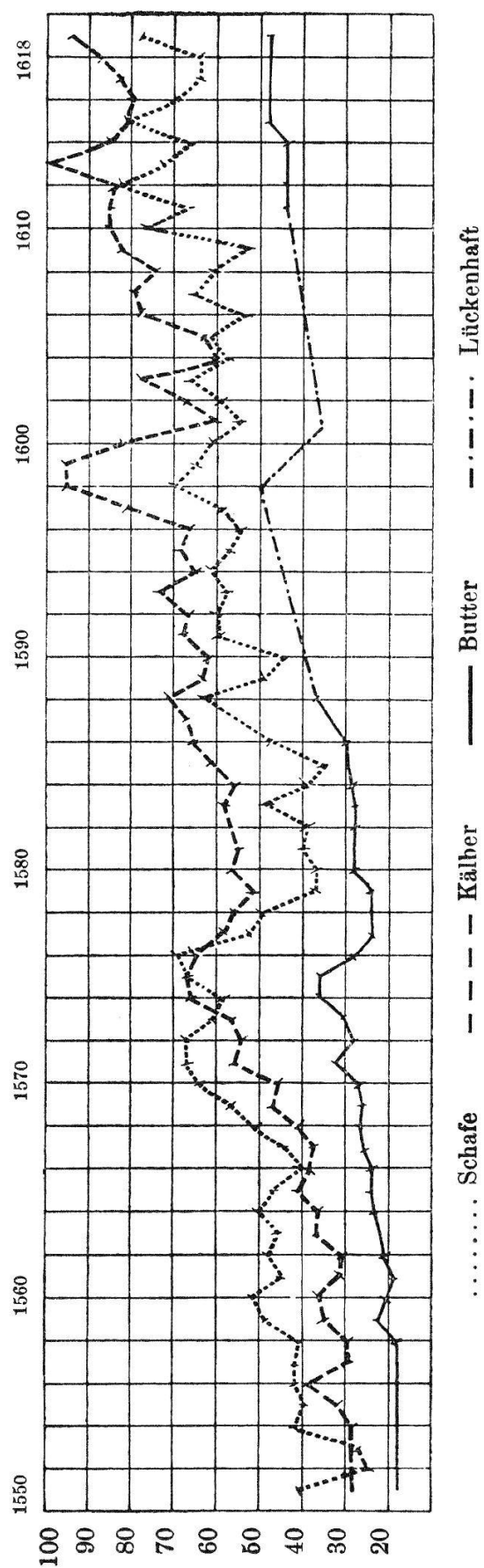
Vieh, Butter, Fleisch

Ein Blick auf Tab. 5 ¹³) zeigt, dass die Sätze für Vieh nicht dermassen sprunghaften Veränderungen unterworfen waren wie die Kornpreise, wenn auch von einer ruhigen Entwicklung nicht gesprochen werden kann. Die Gründe liegen auf der Hand. Die Viehproduktion ist viel weniger witterungsempfindlich. Im Gegensatz zum Kornmarkt wirkten schlechte Jahre eher marktbelebend und preisdrückend; nasse Sommer mit mangelhafter Heuernte zwangen den Bauer zur Verminderung des Viehstandes. Zudem konnte der Verbraucher in Teurungszeiten zur Not wohl Fleisch, Käse und Butter, viel schwerer aber das Brot entbehren, zumal die Kartoffel, das Brot des Armen in Hungerjahren, noch unbekannt war.

Von 1530—50 hatte auch der Viehmarkt durchschnittlich stabile Preise. Das Haus Thorberg zahlte 1530 für Schlachtkälber und -schafe im Mittel 29,0 bzw. 40,5 s das Stück, 1550 29,2 bzw. 40,9 s. Wie die Sätze für Korn, zeigen auch jene für Vieh erst seit der Jahrhundertmitte eine kräftig ansteigende Tendenz. Deutlich hervortretende Gipfelpunkte brachten der Beginn der Siebziger- und dann vor allem das Ende der Neunzigerjahre. Es ist kein Zufall, dass die Trattengeldmassnahmen gerade 1570 erstmals zur Anwendung kamen, 1590 aufgehoben und 1597/98 erneuert wurden. Von einer Beeinflussung der Preise durch den Ausfuhrzoll ist allerdings wenig zu bemerken. 1575/76 löste der Bauer im Viehhandel trotz

Mittelpreise für Kälber und Schafe in s das Stück, für Butter in d das Pfund

Tab. 5



des Trattengeldes mehr als je zuvor; dann folgte ein jäher Rückschlag, der bis Mitte der Achtzigerjahre anhielt und erst durch die Teure von 1586—88 wieder ausgeglichen wurde. Der relative Tiefstand der Preise von 1590 befreite den Produzenten von der Exportabgabe; aber eine klar erkennbare Wirkung auf die Preisbewegung der nächsten Jahre ist nicht festzustellen. Die vehemente Steigerung vor der Jahrhundertwende, wo die Kälberpreise binnen zwei Jahren von 66 auf 95 s gingen, ist nicht dem obrigkeitlichen Verzicht auf das Trattengeld zuzuschreiben; denn 1598/99, als die Abgabe bereits, obgleich gemildert, wieder erhoben wurde, erzielte der Bauer Rekordpreise. Die Ursache muss in der aus unerklärlichen Gründen plötzlich anschwellenden fremden Nachfrage gesucht werden, die nach 1600 freilich ebenso unvermittelt nachliess. Wie wenig die Exportabgabe die südländischen Händler schreckte, beweist die Tatsache, dass 1599 drei Lamparten einzig aus dem Nidersimmental 320 Haupt Rinder wegtrieben und dafür 388 ₣ an Trattengeld bezahlten. 1598 erlegte der Lamparte Jakob Galiaz 280 ₣ Ausfuhrzoll ¹⁴⁾).

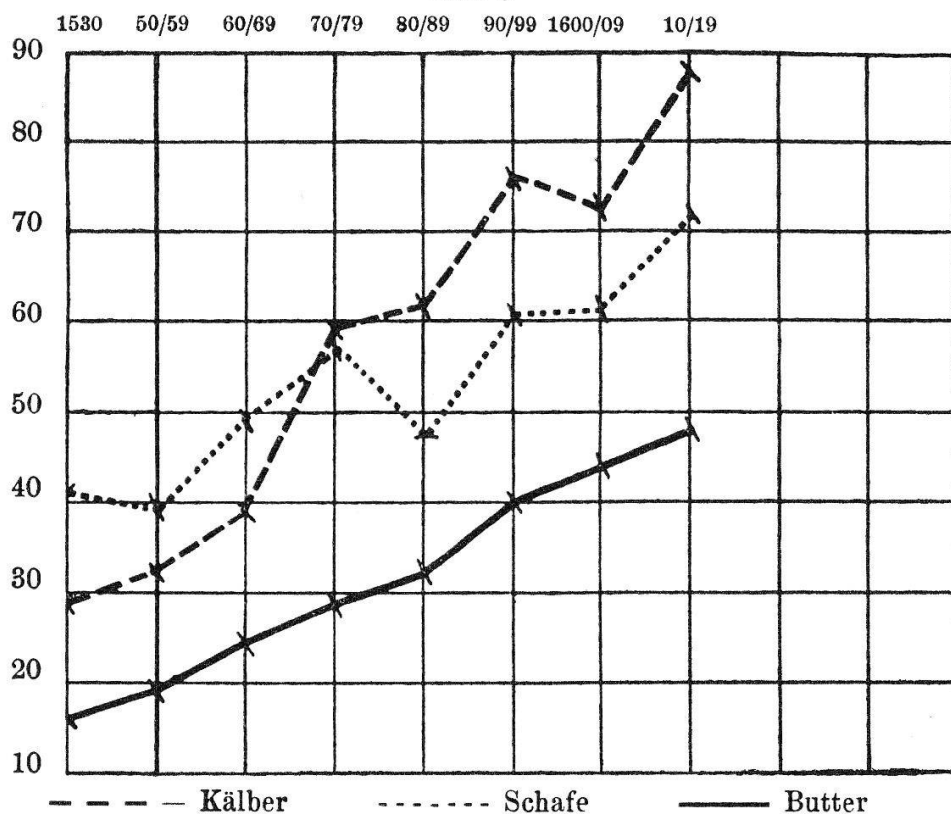
Die untenstehenden Zahlen bezeichnen die Preise für Kälber und Schafe im Jahrzehntmittel von 1550—1619 in s das Stück. Tabelle 6 veranschaulicht die Preisbewegung im nämlichen Zeitraum.

Thorberg	Kälber	Schafe
1550—59	32,4	39,4
1560—69	38,8	49,1
1570—79	58,7	56,6
1580—89	61,6	47,1
1590—99	76,1	60,4
1600—09	72,4	60,8
1610—19	87,9	71,7

Auffällig ist das viel stärkere Ansteigen der Kälberpreise. Bis in die Siebzigerjahre hinein liegen sie regelmässig unter den Schafpreisen; dann überschneiden sie diese und stehen von nun an stets höher. Ueber die Ursachen dieser Verschiebung sind nur Vermutungen möglich. Es ist anzunehmen, dass sich die Schafhaltung wesentlich verstärkte. Gerade der kleine Mann, der Tauner und Kleinbauer, konnte sich am ehesten noch durch bescheidene Schafzucht über Wasser halten. Die Mastung von Kälbern und Rindern, die viel Milch, Kleie, Salz, Grün- und Dürrfutter verlangt, blieb den Grossen vorbehalten. Die Ziegen waren von Regierung und Bauern des Waldschadens wegen ungern gesehen, und die Schweinemast

**Preise für Kälber und Schafe im Jahrzehntmittel in s das Stück,
für Butter in d das Pfund 1530—1619 (Thorberg)**

Tab. 6



kam für die Tagelöhner mit Zwergbetrieb schon deshalb nicht in Frage, weil ihnen das hiezu notwendige Acherum fehlte¹⁵⁾. Es darf daher vermutet werden, dass mit dem Anwachsen der unbemittelten Klasse das Angebot auf dem Schafmarkt stieg. Ueberdies ist ein Rückgang der fremden Nachfrage wahrscheinlich; den Trattengeldnotizen zufolge wurden Schafe nach 1570 äusserst selten ins Ausland getrieben. Dagegen ist aus den steigenden Kälberpreisen auf eine vermehrte Nachfrage für Grossvieh zu schliessen. Im Gegensatz zu den Kornsätzen, die von 1590 bis zu Kriegsbeginn im Jahrzehntmittel so gut wie unverändert blieben, strebten die Kälber- und folglich auch die Grossviehpreise unentwegt nach oben, was einzig auf verstärkten Export zurückgeführt werden kann. Das relative Zurückbleiben der Schafpreise sowie die unterschiedliche Preisbildung auf dem Vieh- und Kornmarkt wird aus nachfolgender Zusammenstellung besonders deutlich:

	Kälber	Schafe	Dinkel
Stand von 1530/39	100	100	100
„ „ 1590/99	264,4	149,1	271,4
„ „ 1610/19	303,1	177,0	263,0

Die Butterpreise folgen durchaus der Entwicklung auf dem Viehmarkt (Tab. 5, 6). 1529/30 zahlte das Haus Thorberg für das Pfund 15 und 16 d ($16 \text{ d} = \frac{1}{2} \text{ bz}$), 1618/19: 48 d $= 1\frac{1}{2} \text{ bz}$. Es ist somit eine Steigerung von 100 auf 300 festzustellen. Auch hier erfolgte nach 1600 ein weiterer Anstieg.

Die Lage auf dem Fleischmarkt ist mangels ergiebiger Angaben schwerer zu beurteilen. Eine Verteuerung kann nicht bezweifelt werden; nur bleibt das Ausmass ungewiss. Thorberg bringt die ersten präzisen Notizen für 1581; damals kostete das Pfund Rindfleisch 16 d, ebenso in den nächsten Jahren bis 1587. 1615—18 galt es in Thun 20 d. Schweinefleisch war bedeutend teurer; 1584 zahlte man 36 d pro Pfund, d. h. etwas über 1 bz, 1615 $2\frac{1}{2} \text{ bz}$, 1616—20 3 bz. Erstaunlich ist die bescheidene Erhöhung der Rind- und die scharfe der Schweinefleischpreise. Die Schweinehaltung muss sich aus rätselhaften Gründen vermindert haben; vermutlich spielte dabei ein allgemeiner Rückgang des Acherums mit. Dass man dormalen wenig Schweine hielt, ist aus den Rechnungen der Pfrundhäuser zu ersehen. Zur Verköstigung der Pfründer wurden jährlich Kälber und Schafe in Masse zusammengekauft, Schweine nie. Auf dem Speisezettel des Pfründers fehlte das Schweinefleisch; es kam wohl auf den Herrentisch ¹⁶⁾.

Wein, Mahlzeiten, Salz und anderes

Der Wein verteuerte sich ebenfalls stark. Zu Beginn der Fünfzigerjahre wurde die Mass Landwein in Interlaken durchschnittlich zu 3 kr verkauft; 1600 löste man 8 und 9 kr. Thorberg weist dieselben Preise auf. Die Mittelsätze stiegen ab 1600 nicht mehr; grössere und kleinere Schwankungen waren erntebedingt. Im nassen Jahr 1607 galt die Mass in Aarberg 12 kr; die guten Jahrgänge 1615 bis 1617 drückten den Preis auf 7, 6 und 5 kr herunter.

Dem Zuge der durchgängigen Verteuerung folgten auch die Preise der Wirtshausmahlzeiten. Nach einer Tagebuchnotiz des Basler Pfarrers Gast kostete 1531 ein Essen 4 s für einen Mann, 3 s für eine Frau, 2 s für eine Jungfrau, im Mittel somit 3 s. Eine spätere Hand setzte 1605 12, 10 und 8 s; das gibt ein Mittel von 10 s. Das ist kaum übertrieben; denn 1618/19 kostete in der Schenke des Hauses Thorberg eine Mahlzeit „für gewöhnliches Volk“ auch 10 s. 1610/11 zahlte der Vogt zu Aarberg für das den elf Schwellenknechten jährlich gestiftete Nachtessen 5 bz $= 13\frac{1}{3} \text{ s}$, den Wein nicht inbegriffen. Eine Abmachung der Städte Bern, Freiburg und Solothurn vom Jahr 1575 bestimmte 3 bz $= 8 \text{ s}$ als Höchstpreis eines

Mittag- oder Nachtessens, ein Satz, der sich in die allgemeine Preisbewegung des 16. Jahrhunderts gut einfügt¹⁷⁾.

Bei den Salzpreisen ist ebenfalls eine Verdreifachung zu beobachten. 1553 kaufte Thorberg den Vierling um $6\frac{1}{3}$ bz, Frauenbrunnen 1618 um $19\frac{1}{2}$ bz. In Thun zahlte man 1616 schon $22\frac{1}{2}$ bz infolge vermehrter Frachtkosten. Von 1550—60 hob sich der Preis für den Vierling von etwa 6 auf $7\frac{1}{2}$ bz, bis 1570 auf $9\frac{1}{2}$ bz, bis 1580 auf 10, bis 1590 auf 17—18 bz. Die folgenden drei Jahrzehnte brachten nur ein unmerkliches Anziehen. Besonders stürmisch war der Auftrieb in den Achtzigerjahren, wo nahezu eine Verdoppelung eintrat (Tab. 9). Auch der Getreidemarkt weist von 1580—90 eine beschleunigte Aufwärtsbewegung auf.

Die Preise des unentbehrlichsten Rohstoffs, des Eisens, gingen den durch die internationale Hausse bestimmten Weg. Das Pfund kostete 1530: 11 d, 1551: 13 d, 1564: 24 d, 1587: 28 d, 1601: 32 d, 1617: 30—32 d. Stahl galt 1564: 40 d, 1581: 44 d, 1617: 72 d. Dachnägel stiegen von 4 bz das Tausend (1551) auf 10 bz (1619). Im Hasletal wurde Eisenerz verhüttet und die dortige Produktion in den Handel gebracht. Die einheimische Erzeugung vermochte indessen nur einen Bruchteil des Bedarfs zu decken. Der Vertrieb lohnte sich der Fuhr wegen am ehesten um den Brienzer- und Thunersee; hier konnte das fremde Eisen unterboten werden, was im Unterland nicht der Fall war. Der Amtmann des Hauses Interlaken zahlte 1601 für das Pfund Hasleeisen 28 d, für anderes 34 d.

Einer starken Steigerung waren auch gewisse Baumaterialien unterworfen. So ging das Hundert Dachziegel von 3 bz 1546 auf $7\frac{1}{2}$ —9 bz 1600—20, das Mütt Kalk von $1\frac{1}{2}$ bz auf $4\frac{1}{2}$ bz 1581 und $6\frac{1}{2}$ bz 1618. Dagegen hob sich der Preis für Dachschindeln nur zaghaft: 1528 kostete das Tausend 3 bz, 1615 4 bz, 1618 5 bz.

Im Tuchgewerbe trat keine Preisverdoppelung ein. Die Elle weisses oder schwarzes Landtuch kam 1551 auf nicht ganz 5 s zu stehen, 1601 auf 8—9 s; die Elle Löntsch (Londonertuch), ein hochwertiger Stoff für festliche Kleider, war 1567 zu 15 bz, 1601 zu 20, 1617 zu 21 bz erhältlich. Das langsamere Ansteigen der Preise für Fertigwaren erklärt sich aus der Tatsache, dass die Löhne hinter den Produktenpreisen zurückgeblieben waren.

2. Die Preise in den Kriegs- und Nachkriegsjahren

An der Schwelle des 17. Jahrhunderts war die grosse Preisrevolution im ganzen zum Stillstand gekommen. Nur auf dem Vieh- und Molkenmarkt hielt die Aufwärtsbewegung noch an. Eine Reihe

guter Jahre liess die Korn- und Weinpreise tief abgleiten. Die Triebkräfte, die den Preisspiegel binnen eines halben Jahrhunderts um das Doppelte bis Dreifache gehoben hatten, setzten nach 1600 für die folgenden fünf bis sechs Jahrzehnte aus; erst um 1660 sollten sie wieder wirksam werden. Damals begann die allmähliche Verteuerung, das Sinken der Kaufkraft des Geldes, von neuem. Es war ein Prozess, der nicht mehr so stürmisch, dafür mit umso zäherer Beharrlichkeit verlief; er erstreckte sich, unter gelegentlichen Rückfällen, über das 18. und das ganze 19. Jahrhundert und scheint erst in unsern Tagen ins Stocken geraten zu sein. Der Beweis, dass in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts keine s ä k u l a r e Haussetendenz herrschte, ist darin zu erblicken, dass die Getreidepreise 1648 tiefer lagen als um 1600. Freilich verlief die Preisbewegung von 1618—1648 sprunghaft wie nie zuvor; dieses Auf und Ab war jedoch durch den Krieg bedingt.

Für die Zeit des Dreissigjährigen Krieges waren zunächst jene beiden Faktoren preisbestimmend, welche schon bisher heftige Schwankungen erzeugt hatten: auf dem Korn- und Weinmarkt die Güte der Ernten, sodann die Empfindlichkeit des Marktes für politische Krisen. Dazu kam jetzt die durch die europäischen Wirren bedingte Nachfrage von den Kriegsschauplätzen her. Bedeutsam waren zudem vorübergehend die Währungsmassnahmen der Regierung. Das wechselvolle Spiel dieser Faktoren bestimmte die Preisgestaltung der Kriegsjahrzehnte.

Korn

Von 1618—20 hoben sich die Sätze auf dem Kornmarkt nur unbedeutend. Die Teuerung begann im Mai 1621 und erklomm im Winter 1622/23 und im darauffolgenden Frühjahr den Scheitelpunkt. Die Ernte des Jahres 1621 war mittel, an einzelnen Orten gut; der Sommer 1622 versprach reichen Ertrag; dennoch nahm die Teure reisend überhand¹⁾. Die amtlichen Höchstpreise vom Oktober und Dezember dieses Jahres geben einen Begriff vom Umfang der Not. Das Mütt Dinkel durfte bis zu 100 bz verkauft werden; 1618 war es auf dem Markt zu 30 bz erhältlich. Das Haus Thorberg löste 1622/23 aus 71 Mütt Dinkel durchschnittlich 14 ₰ = 105 bz. Einigen Zins- und Zehntleuten des Amtes Thun wurde das Mütt Dinkel 1622 „aus Vergünstigung Meiner Herren“ zu 15 ₰ = 112½ bz angeschlagen. Sehr wahrscheinlich zeitigte der freie Handel noch höhere Sätze. Tabelle 7 gibt — wenigstens für die Jahre 1622/23 — bei weitem nicht den vollen Pendelschlag der Kornpreise wieder; sie soll nur die Entwicklung im grossen veranschaulichen. Die Zah-

len, auf denen die Tabellen beruhen, stammen ausschliesslich aus den Landvogteirechnungen. Die Amtleute verkauften bekanntlich zu relativ mässigen Preisen; der nichtamtliche Markt wies sicher noch viel ungestümere Schwankungen auf.

Wie üblich, machte die Regierung Wucher und Spekulation für die Teuerung verantwortlich. Dass die gespannte Marktlage durch die Währungskrise mitverschuldet war, wusste sie allerdings genau. Der Chronist Stettler, ein Zeitgenosse, schreibt, die zu hoch gestiegene Valuation der groben Gold- und Silbersorten habe eine solche Verteuerung nach sich gezogen, wie sie seit langen Jahren in helvetischen Landen nicht gespürt worden sei; selbst das Jahr 1588 (gemeint ist wohl 1587), das herbste unter vielen Fehljahren, lasse sich mit 1622 nicht vergleichen²⁾.

Die Eingabe, die Morges und Moudon im Dezember 1622 dem Rat von Bern überschickten, enthält interessante Bemerkungen über die Teurungsursachen. Frühere Fehljahre hätten sich nur auf Korn und Wein erstreckt, heisst es in dem Schreiben; nun aber sei die Teure allgemein. Die beiden letzten Ernten seien ziemlich gut ausgefallen. Die Höhe der Preise komme von den Geldwechslern (welche die guten Sorten nach Böhmen und Deutschland geführt hätten, wo der Kurs seit dem Kriege ausserordentlich hoch stehe), und nicht vom Warenmangel: „Ce n'est donc faute de vivres que les vivres et autres choses sont enchéris.“ In Frankreich, Savoyen und Burgund, wo die Sorten nicht gesteigert wurden, sei alles im gewöhnlichen Preis verharret: „en sorte que ce qu'il faut payer un homme à un seul repas rière vos états, suffira au voisinage pour le nourrir deux jours abondamment, et tel est aussi le prix de toutes autres choses à proportion.“ Früher habe der Käufer die Ware gekauft; jetzt erhandle er zuvor das Geld des Verkäufers. „C'est donc en l'argent où est la cherté et non en la marchandise.“ Das Bittschreiben, das auf den Abruf des Batzens zielte, legt dann den Finger auf die wunde Stelle der von Bern eingeschlagenen Münzpolitik: „Quant aux causes de la susdite misère . . ., on ne peut les adapter qu'à la variété du prix et valeur des hautes monnaies et à la faiblesse des menues³⁾.“

Die erzwungene Kurssenkung zeitigte unbefriedigende Ergebnisse, obschon Stettler feststellt, dem gemeinen Mann sei dadurch „eine Milderung der Beschwerden und des zu teuren Einkaufs“ geworden. Die Regierung klagte, die Preise gingen trotz Herabsetzung der Sorten nicht zurück⁴⁾. Die hohen Geldsätze waren somit nicht die Hauptursache der Warenverteuerung, sondern selber eine Folge des Krieges, der die latente Währungskrankheit akut

werden liess. Dass der zerrüttende Einfluss des Krieges auf den Geldmarkt — die Uebersteigerung der Sorten und dadurch die Inflationierung des Batzens — nicht ohne Rückwirkung auf die Preisbildung bleiben konnte, leuchtet ein und ist früher dargelegt worden⁵⁾. Die rigorosen Währungsmassnahmen, welche die Regierung seit 1621 verfügte, sind zum guten Teil aus der Absicht zu erklären, die fremden Einflüsse auf das bernische Wirtschaftsleben weitmöglichst auszuschalten. Für die Uebergangszeit von 1621—23 aber wirkten die monetären Eingriffe von oben beunruhigend; im Volk wusste man nicht, was gespielt wurde. Die allgemeine Nervosität verschärfte sich zweifellos noch durch die Ereignisse in Bünden, das 1621/22 zweimal in die Hände der österreichischen Söldnerhaufen fiel und teilweise ausgemordet ward. Im September 1622 wurden die bündnerischen und eidgenössischen Streitkräfte geschlagen⁶⁾.

Die Entspannung erfolgte 1623 zu Sommerbeginn. Die befriedigende Ernte, die bevorstand, die entschiedenen Zusicherungen der Obrigkeit in der Batzenfrage, der Abmarsch der Oesterreicher aus Bünden im Frühjahr 1624, das alles schuf Erleichterung. Das Mütt Dinkel ging von 105 bz auf 45 hinunter, das Mäss Roggen von 17½ bz auf 7½, das Mäss Mischelkorn von 19 bz auf 10. Die Tagsatzung verabschiedete, der Allmächtige schaue die Eidgenossenschaft wieder mit gnädigen Augen an. Doch die Besserung war von kurzer Dauer. Das Jahr 1626 liess sich erfreulich an; aber im Juli brachte ein Hagelwetter einen plötzlichen Rückschlag. Als dann auch die nächste Ernte im Inland wie im Ausland missriet, kletterten die Preise wieder hoch⁷⁾. Wenn man dem Bauer Jost glauben darf, galt vor dem Kornschnitt des Jahres 1628 das Mütt Dinkel 150 bz gegen 30 1618, Hafer 100 bz, das Mäss Kernen 30 bz, Roggen 20 bz⁸⁾. Die beängstigende Anhäufung österreichischer Truppen in der Gegend von Basel seit Frühjahr 1627 trug zur Steigerung wesentlich bei. Der Schleichhandel mit Korn erlebte eine goldene Zeit. Der Rat schrieb anfangs Oktober 1627 an die deutschen Amtleute, Tag und Nacht werde bei Häusern und Speichern Getreide an fremde und heimische Fürkäufer abgegeben, und ins Oberland, der Kornpreis sei innert kurzer Zeit vervierfacht worden. Auf der Tagsatzung vom Juli 1628 stellte man fest, das kaiserliche Kriegsvolk liege noch immer an den Grenzen, wodurch die Teure mehr und mehr zunehme. Es wurde beschlossen, beim Kaiser und dem Erzherzog Leopold Vorstellungen zu erheben: es sei hochnotwendig, dieser grossen Last nunmehr entledigt zu werden. Zu dem übrigen Unheil brach noch die Pest ins Land; einzig in der Hauptstadt

fielen ihr bei 3000 Menschen zum Opfer. Im Frühling 1629 forderte Kaiser Ferdinand anlässlich des Ausbruchs des Mantuanischen Erbfolgekrieges von der Schweiz die Oeffnung der Pässe bis zum Kriegsende ⁹⁾).

Die Beklemmung wuchs. Das Restitutionsedikt dieses Jahres 1629 offenbarte die vernichtende Uebermacht des Kaisers, während Bern als südlichster Ausläufer der reformierten Ländermasse inmitten katholischer Nachbarn in immer bedrohlichere Lage geriet. Es waren für die Reformierten der Schweiz die schwärzesten Tage der ganzen Kriegszeit ¹⁰⁾. Dass man auch im Volke zitterte, nicht nur oben, dafür legt die Hauschronik des Bauers von Brechershäusern Zeugnis ab ¹¹⁾. Daher beruhigte sich der Getreidemarkt nicht so bald. Die Klemme — und damit die Teurung — hielt bis 1631 an.

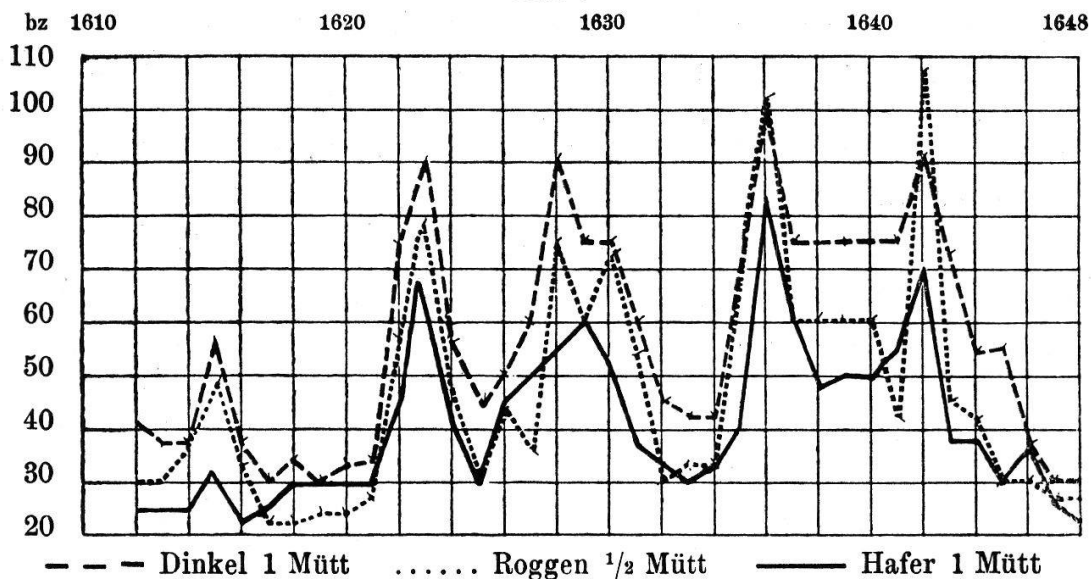
Der schwedische Sieg auf dem Breitenfeld und der Triumphzug Gustav Adolfs durch Deutschland, der die Schweden bis an den Rhein und den Bodensee führte, wandten in letzter Stunde die Gefahr. Ein grosses Aufatmen ging durchs Land, seit „der schwedische Luft“ wehte. Ein paar gute Sommer taten das ihre. Schon anfangs September 1632 konnte die Regierung von der „gegenwärtigen Wohlfeile des Getreids“ sprechen. 1633 und 1634 war Dinkel zum untern Preis von 37½ bz, das Mäss Roggen zu 31½ bz käuflich ¹²⁾.

Bald jedoch verfinsterte sich der Horizont wieder. Der Eintritt Frankreichs in den Krieg (1635) und der nicht viel später erfolgende Einmarsch französischer Truppen in die Freigrafschaft schlossen den Ring der kämpfenden Staaten um die Schweiz, deren Westgrenze von nun an auch in Mitleidenschaft gezogen war. 1638 lagerte das Heer Herzog Bernhards von Weimar im nördlichen Bistum Basel. Im Spätherbst 1634 hub die letzte Notzeit an, die deshalb die drückendste war, weil sie am längsten dauerte (Tab. 7). Im Januar 1635 schreibt die Regierung, dass das Getreide in kurzer Zeit durch Aufkauf seitens der Benachbarten und Fremden in Aufschlag und Verteuerung geraten sei. Gute Ernten vermochten nicht mehr lindernd zu wirken. Es wäre bei diesem guten und vollkommenen Jahr eine allgemeine Wohlfeile zu „des armen gemeinen Mannes Trost und Erquickung“ zu erwarten, heisst es im Mandat vom 9. September 1636. Es war eine vergebliche Hoffnung. Die Sätze von 1637 bis 1640 lagen zwar etwas tiefer als unmittelbar vor- und nachher, bewegten sich jedoch stets zwischen 70 und 80 bz für das Mütt Dinkel; das ist mehr als das Doppelte des Vorkriegsstandes ¹³⁾.

Eine letzte Spitze erklommen die Preise im Herbst, Winter und Frühjahr 1641/42. Das Mäss Roggen wurde damals im freien Handel zu Herzogenbuchsee um 18 bz verkauft, gegen 31½ bz 1633 und

Höchstsätze für Getreide 1612—1648 (Wangen-Bipp)

Tab. 7



1634. Die Obrigkeit bezeichnete als Hauptursache der Not die frevle Uebertretung der Mandate und die lange Kriegszeit. Sie übersah für 1641 ein Drittes: Es kann kein Zufall sein, dass gerade 1641, zur selben Zeit, als die meisten bernischen Aemter sich in mehr oder weniger offener Empörung gegen die Obrigkeit kehrten, trotz des „feinen Sommers“ eine furchtbare Kornteure herrschte. Die innere Krise dieses Jahres warf die ohnehin gespannten Preisverhältnisse auf dem Kornmarkt vollends aus dem Gleichgewicht ¹⁴).

Mit dem Beginn der Friedensverhandlungen in Westfalen, 1643, sackten die Preise ab. Am 13. August 1643 löste der Rat angesichts der „vollkommenen Ernte“ den Getreidehandel aus den Fesseln staatlicher Zwangswirtschaft und gab den Kornkauf frei. Die Bemerkung, die Zeiten, danach sich menschliche Satzung richten solle, hätten sich geändert, zielt auf den aufgehellten politischen Horizont ¹⁵). Der Kriegslärm hatte sich von den schweizerischen Gemarkungen entfernt. Die Bedrohung des Rheintals durch den schwedischen General Wrangel anfangs 1647 liess die verebbende Preiswelle nicht mehr anschwellen. 1647 war der Vorkriegsstand erreicht. Die Lieferungen nach Zürich und vor allem nach Basel, wo die Zufuhr bernischen Korns stark genug gewesen war, um die Preise zu drücken ¹⁶), hatten längst aufgehört. Bernisches Getreide war nicht mehr gesucht. Damit wurden auch Hamsterkauf und Schleichhandel gestellt, wirksamer, als es die obrigkeitlichen Verbote je vermocht hatten. Es hat sogar den Anschein, dass der Preissturz der Vierzigerjahre zum Teil durch fremdes Angebot beschleunigt wurde. Denn im November 1648, als sich die Preise bereits

wieder zu erholen begannen, hält sich die Regierung darüber auf, „dass viele der Aeussern und Fremden, statt wie hievor Korn und Früchte in unser Land zu bringen, solches nicht nur unterlassen, sondern jetzt das Korn hin und wieder in unsern Landen und Gebieten aufkaufen und ausser Landes führen“¹⁷⁾. Nachstehende Zusammenstellung zeigt den Umfang des Preisrückgangs auf dem Getreidemarkt.

	1641/42 bz	1647/48 bz
Dinkel (Mütt)	105	31
Hafer (Mütt)	75	22½
Roggen (Mäss)	18	4½
Mühlekorn (Mäss)	18	6

*

Die Getreidepreise lagen im Oberland höher als in den eigentlichen Kornämtern wie Fraubrunnen und Wangen. Da die spärlichen Korneinkünfte in den oberländischen Vogteien meist in der Verwaltung aufgingen und nur ab und zu etwas davon verkauft wurde, fehlt es an fortlaufendem Vergleichsmaterial. Was hier gegeben wird, ist lückenhaft und zufällig:

Dinkel, das Mütt	Wangen	Interlaken
1628/29	75	100
1631/32	45	50
1632/33	42	50
1633/34	42	45
1638/39	75	100

Für Thun sind zuverlässige Angaben vorhanden. Dieses Amt, dessen Zehntgebiete in den Gemeinden Oberdiessbach, Amsoldingen und Steffisburg lagen, also nicht eigentlich im Oberland, hatte gleichwohl höhere Preise. Die Nachbarschaft der kornarmen Gebirgsgegenden wirkte hier preistreibend. Nach den Vogtrechnungen wurde das Mütt Hafer in Aarberg und Thun von 1617—25 wie folgt verkauft:

Hafer, das Mütt	Aarberg bz	Thun bz
1616/17	22—30	30—34
1617/18	30	30—33
1618/19	25—30	30—33
1619/20	26—30	30—40
1620/21	30	32—34
1621/22	30—60	36—75
1622/23	60	75—90
1624/25	22½—25	30

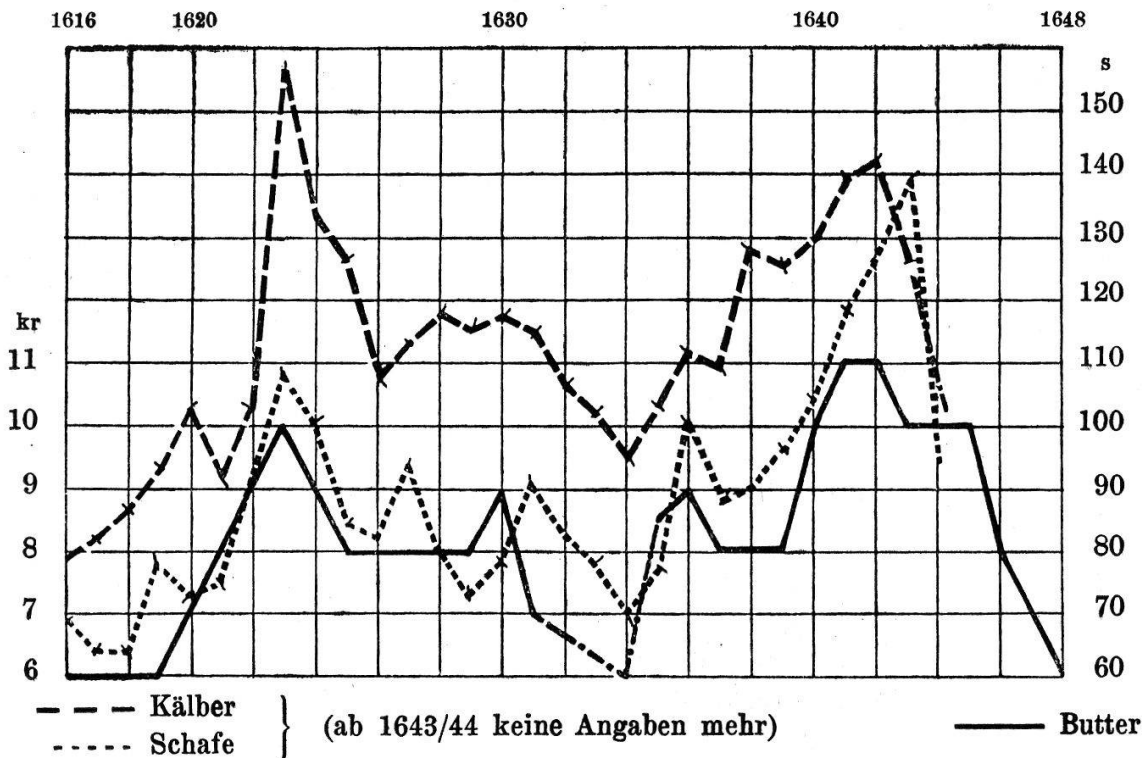
Zwischen den übrigen Landesteilen waren die Unterschiede weit geringer. Trachselwald zeigt im Mittel nicht höhere Sätze als etwa Fraubrunnen oder Thorberg. Da die Ernte dieser beiden Aemter zum grossen Teil auf den Markt der Hauptstadt kam, erhöhte sich hier der an sich tiefere Preis durch die Fuhrkosten. Die niedrigsten Sätze scheint das Seeland gehabt zu haben; die Markttorte Aarberg, Nidau und Büren waren für die Bauern eben verhältnismässig leicht zu erreichen.

Vieh, Molken, Fleisch

Die Preisbewegung auf dem Viehmarkt während des Krieges folgt im allgemeinen den Kornsätzen (Tab. 8). Auch hier das unvermittelte Emporschnellen 1622/23, das Absinken 1632—34, der erneute Anstieg bis 1642 und endlich der Sturz nach 1643. Nur waren die Ausschläge bedeutend gelinder. Während Roggen- und Dinkelsätze sich von 1618—22 mehr als verdreifachten, kam es auf dem Viehmarkt in derselben Zeitspanne kaum zu einer Verdoppelung. Das beruht auch da auf der geringen Witterungsempfindlichkeit der Viehproduktion und auf dem Umstand, dass der Mensch eher auf das Fleisch als auf das Brot verzichtet. Merkwürdig erscheint auf den ersten Blick das schwache Anwachsen in den Pest-

Mittelpreise für Kälber und Schafe in s das Stück, für Butter in kr das Pfund (Thorberg)

Tab. 8



und Hungerjahren 1628 und 29. Es erklärt sich jedoch aus dem Ausbleiben der Lamparter, die der schwarze Tod schreckte¹⁸⁾. Hier erweist sich aufs neue die grosse Bedeutung der südländischen Kundschaft für das Oberland. 1641/42 erklommen die Kälberpreise den Gipfel von 1622/23 nicht mehr; weshalb in diesen Jahren gerade die Schafe besonders rar wurden, ist unerfindlich.

Die Preise für Rinder und Stiere erhärten die Tatsache, dass der Viehmarkt kleinern Schwankungen ausgesetzt war. 1612/13 zahlte der Vogt von Fraubrunnen dem Metzger für einen Schlachttier 47½ ₣, 1629/30: 80 ₣, 1633/34: 70 ₣, Herbst 1642: 86½ ₣; für ein Schlachtrind 1616/17: 43⅓ ₣, 1634/35: 64½ ₣, 1635/36: 73½ ₣, 1641/42: 86½ ₣, 1645/46: 53⅓ ₣; Thorberg für einen Maststier 1617/18: 47 ₣, 1618/19: 54 ₣, 1622/23: 89 ₣, 1626/27: 75 ₣, 1628: 83 ₣, 1633/34: 72 ₣, 1637/38: 100 ₣, 1641/42: 116½ ₣. Zug- und Reithengste galten vor dem Krieg 110—160 ₣; im Kriege gingen sie bis auf 250 und 300 ₣.

Der Rückschlag der Vierzigerjahre war auch nicht so empfindlich wie bei der Brotfrucht. Fraubrunnen weist folgende Durchschnittspreise für Schafe auf (in ₣): 1641: 8, 1642: 6⅔, 1643: 5, 1644: 5, 1646: 5½, 1647: 4, 1648: 5. Nach den Butterpreisen zu schliessen, die parallel zu den Kälberpreisen verlaufen (Tab. 8), glitten auch die Sätze auf dem Grossviehmarkt auf den Stand von 1618 ab.

Die B u t t e r stieg von 6 kr das Pfund (1618) auf 10 kr (1622/23). Der Zwangspreis von 8 kr, der im Dezember 1622 verfügt worden war, hielt sich bis in die Notzeit 1628/29 hinein. Dann kamen die wohlfeilen Jahre von 1631—34, und nach der Teure von 1635—42, wo für das Pfund bis 11 kr verlangt wurde, erfolgte ein Absinken auf 6 kr (Fig. 8).

Für den K ä s e - und F l e i s c h markt fehlen fortlaufende Angaben. Für Fettkäse zahlte man vor dem Krieg in Thun 7 kr das Pfund, 1622/23: 14 kr, 1636—38: 10 kr, 1645/46: 8 kr, 1647: 7 kr. Magerkäse galt 1615—21: 4 kr, 1621/22: 5 kr, 1622—24: 6 kr, 1625: 5 kr, 1647 wieder 4 kr. Das Preisdiktat von 1622 verordnete folgende Sätze¹⁹⁾:

Alter Saanenkäse	12 kr
Alter Haslekäse	9 „
Alter fetter Emmentaler	8 „
Halbfetter Emmentaler u. drgl.	6 „
Gemeiner Magerkäse	5 „
Willisauerkäse	4 „
Zieger	3 „

Es bestanden somit grosse Preis- und Qualitätsunterschiede. In der Hauptstadt lagen die Preise höher. Das Hausbuch des Bernburgers Niklaus Roth verzeichnet für die billigen Jahre 1632 und 33:

Herbst 1932:	Emmentaler	10 kr
Herbst 1633:	Emmentaler	10—12 „
1632:	Willisauer	4 „
1632:	Emmentaler 2-jährig	9 „
1632:	Emmentaler 3-jährig	8 „

Für das Pfund Rindfleisch gab man in der Schaal zu Burgdorf 1618/19: $3\frac{1}{2}$ kr, 1622—29: 3, in Thun 1635: 3, 1636: 4. Thorberg kaufte 1644 zu $4\frac{1}{2}$ kr, 1646—48 zu $3\frac{1}{2}$. Der lange gleichbleibende Satz von 3 kr ist die Frucht der Höchstpreisverordnung vom 13. Januar 1625. In Bern, Thun und Burgdorf wurde ihr nachgelebt, auf dem Lande nicht überall. Der Verwalter von Fraubrunnen zahlte für das Pfund Rindfleisch 1619/20: 4 kr, 1621/22: 5, 1622/23: 6, 1628/29: 4, 1630: 6. 1633 verordnete der Rat für den Thuner Rindfleischmarkt einen gesteigerten Höchstpreis von 4 kr das Pfund²⁰⁾. Den Preisen für Schweinefleisch war keine obere Grenze gezogen; sie hatten daher viel ungehemmten Spielraum. Das Pfund galt 1619/20: 6 kr, 1621/22: 8, 1622/23: 10, 1624 bis 1629: 15, 1630: 16. Unschlitt — starres Hammel- oder Rinderfett zur Bereitung von Kerzen und Seife — stieg von $2\frac{1}{2}$ bz das Pfund um 1610 auf 3 bz 1618, $4\frac{1}{2}$ bz 1622—24, sank 1631—34 auf 3 bz, ging 1636 auf $3\frac{1}{2}$ bz, 1637 auf 4 und hielt sich von 1643—52 unverändert auf 4 bz. Dieses Produkt entzog sich aus rätselhaften Gründen dem Preissturz.

Wein, Mahlzeiten, Salz und anderes

Das Teurungsmandat vom 13. Dezember 1622 stufte die Weinpreise genau nach der Qualität ab:

1 Mass	guter alter Ryfwein	14 kr
1 „	guter alter Landwein	12 „
1 „	bester La Côte	18 „
1 „	mittelmässiger La Côte	16 „
1 „	Neuenburger, Twanner, Ligerzer	15 „
1 „	Bieler, Erlacher, Inser, Gampeler, Wistenlacher, Murtener usf.	14 „

Die Gewinnspanne für die Wirte — die Differenz zwischen Ankaufs- und Ausschankpreisen — war, mit heute verglichen, sehr gering; sie betrug maximal 1 kr auf die Mass. Die Vogteirechnungen lassen über die Sorte meist im ungewissen. Es galt die Mass:

kr	kr	kr
1615/16: 6—7	1625/26: 8—12	1636/37: 7—10
17: 6	27: 8—10	38: 6—8
18: 5—7	28: 9	40: 28
19: 9	31: 5—7	41: 20—28
20: 10	32: 4—5	42: 14
21: 10	33: 5—10	44: 20
22: 12—15	34: 10—11	46: 4—6
23: 14—22	35: 8	47: 3—6
25: 9—10	36: 10—12	48: 5—6

Die Weinpreise, obgleich in hohem Grade von der Witterung abhängig, laufen mit der allgemeinen Preisbildung gleich: tief vor dem Krieg, erstes Emporschnellen 1622/23, zweites und schärferes um 1640, Absinken 1631—33 und gegen Kriegsende.

Die Preise für Wirtshausmahlzeiten bieten ebenfalls kein überraschendes Bild. Die Schaffnerei des Hauses Interlaken in Thun zahlte an Zehrgeldern für den Vogt zu Interlaken und seine Dienstleute:

	Essen mit Wein bz	ohne Wein bz
1603/04	5	3½
1615/16	5	3½
1616/17	4	3
1620/21	6	3¾
1621/22	7	3¾
1622/23	9	5
1624/25	7½	3¾
1629/30	10	5
1631/32	7½	4
1635/36	8	4
1636/37	7	4

Man unterschied zwischen Uerten und Mählern, d. h. Mahlzeiten mit und solche ohne Wein²¹). Gegen 1640 schlugen die Wirte wieder auf. Bei der Aufrichte des neuen Chors der Truber Kirche im August 1641 kostete die Mahlzeit für Handwerker und Arbeiter 11 bz samt dem Wein. Dagegen scheinen die Preise in den Vierzigerjahren nicht nach Massgabe der sonstigen Lebenskosten zurückgegangen zu sein. Auf der Tagsatzung vom Juli 1646, wo man über die Ermässigung der Tarife für Wirtshausessen beriet, gaben Uri, Schwyz, Zug, Basel und Schaffhausen bekannt, sie hätten in gemeinsamer Ordnung die Preise für eine gemeine Mahlzeit auf 9

gute Batzen (10 Bernbatzen), für eine köstlichere auf 12 g. bz angesetzt ²²⁾).

Ueber die Salzpreise gibt Tab. 9 Aufschluss. Die Einflüsse, die hier bestimmend waren, sind im vorigen Kapitel aufgedeckt worden.

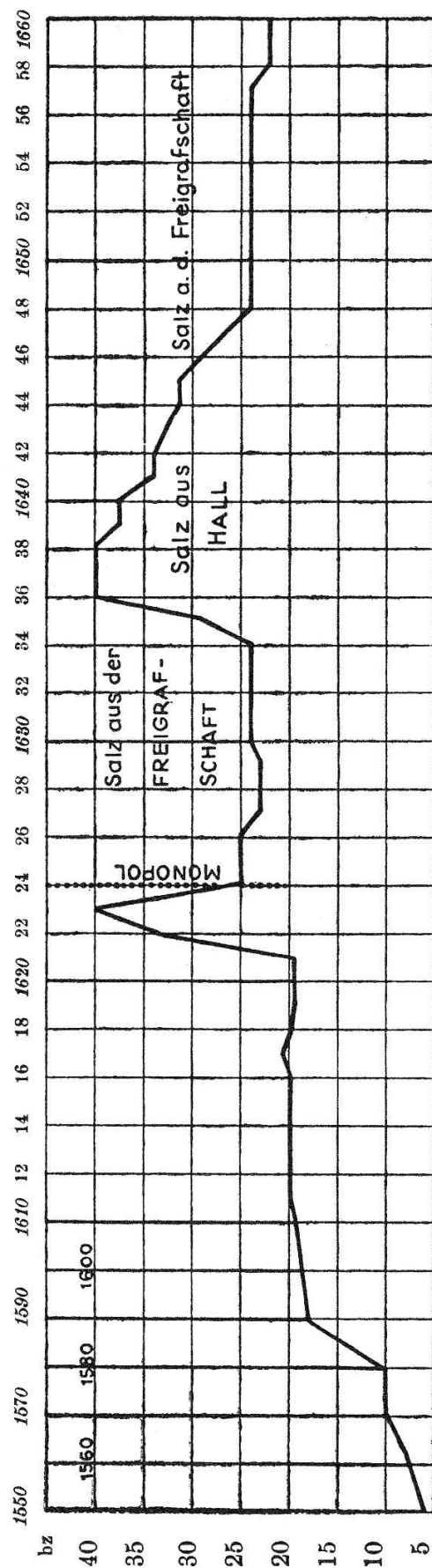
Der Eisenmarkt zeigt eine verhältnismässig ruhige Entwicklung. 1617 kostete das Pfund Schmiedeisen 4 kr, 1623/24: 8, 1625: 5—5½, 1626—37: 7, 1638/39: 7½, 1642/43: 7, 1653: 5. Eine allzuschärfe Verknappung des Eisens, das vielfach im Tauschhandel ins Land gebracht wurde, ist demnach nicht anzunehmen. Immerhin war es im Vergleich zu andern Dingen sehr teuer. 1644 sah sich die Regierung veranlasst, die Untertanen vor Eisendieben zu warnen; den Schmieden war es untersagt, von unbekannten oder übelbeleumdeten Personen Eisen zu kaufen ²³⁾. Stahl galt mehr als doppelt so viel wie Eisen: 1617: 9 kr, 1623/24: 16—20, 1626—37: 14, 1638/39: 16 kr. Kupfer scheint noch rarer gewesen zu sein. Der Kupferschmied des Hauses Thorberg berechnete 1623/24 für gelieferte Kessel, Häfen, Rohre das Pfund 15 bz (Arbeit inbegriffen); 1600/01 hatte der Vogt zu Interlaken noch 6 bz gezahlt.

Lattnägel galten das Hundert 1614/15: 5 bz, 1629/30: 7, 1638/39: 10, Dachnägel das Tausend 1618/19: 9—10 bz, 1623/24: 19, 1629/30: 15. Neue Sensen kosteten das Stück 1600/01: 9 bz, 1616/17: 8, 1618/19: 9, 1620/21: 9, 1626/27: 13, 1627/28: 10, 1628/29: 12½, 1633/34: 8½, 1638/39: 12½, 1640/41: 14—15. Aus dem Beispiel der Sensen ist zu ersehen, dass sich die Preise für landwirtschaftliche Werkzeuge bei weitem nicht in dem Masse wie die Agrarprodukte steigerten. Harz, ein unentbehrlicher Grundstoff zur Bereitung der Wagenschmiere, galt 1618—1639 ½ bz, 1640 bis 1642 1 bz. Für die Vierzigerjahre fehlen weitere Angaben, eine Folge der Reorganisation der Klösterverwaltung, die auch das Rechnungswesen umgestaltete. All diese Posten haben das Gemeinsame, dass sie sich gegen 1640 stark verteuerten.

Umso auffallender ist die rückläufige Entwicklung bei Reis und Safran. Das Pfund kostete 1618/19: 8 kr, 1621/22: 8, 1623/24: 6—8, 1624/25: 6, 1627/28: 8, 1629/30: 12, 1638/39: 6—7, 1640/41: 6. Das Lot Safran 1599: 8 bz, 1612: 8, 1621/22: 10—12, 1623/24: 12, 1626/27: 12, 1629/30: 11, 1639/40: 8, 1640/41: 7½, 1641/42: 6½. Das hängt vor allem mit dem Aufschwung des Ueberseehandels und dem sich daraus ergebenden stärkern Angebot zusammen. Zudem ging das verödete Deutschland des Dreissigjährigen Krieges in erheblichem Umfang als Absatzgebiet für diese teuren Produkte verloren ²⁴⁾).

Salzpreise 1550—1660 in bz der Vierling

Tab. 9



Die Baumaterialien — Ziegel, Kalk — stiegen im Preis um etwa das Doppelte, gingen indessen gegen Kriegsende gar nicht oder nicht voll zurück. Das Mütt Kalk galt 1618/19: 7 bz, 1620/21: 10, 1621/22: $10\frac{1}{2}$, 1623/24: $12\frac{1}{2}$, 1638/39: 15, 1639/40: $16\frac{1}{2}$, 1648/49: 12; das Hundert Ziegel 1618/19: $7\frac{1}{2}$ bz, 1620/21: 8, 1622/23: 10, 1623/24: 9, 1625—28: 10, 1629/30: 11, 1635/36: $8\frac{1}{2}$, 1637/38: 15, 1640/41: 15, 1647/48: 15. Für das Tausend Dachschindeln zahlte man 1614/15: 4 bz, 1624/25: $7\frac{1}{2}$, 1637/38: 6, 1638/39: $7\frac{1}{2}$, 1640/41: $7\frac{1}{2}$.

Der Tuchmarkt verspürte keine grossen Erschütterungen. Die Preise scheinen zu Kriegsende auf den Ausgangspunkt von 1618 zurückgekehrt zu sein. Die Elle Fütterstoff kostete 1617/17: 8 kr, 1618/19: 9, 1622/23: 10, 1629/30: 10, 1638/39: 10, 1651: 7.

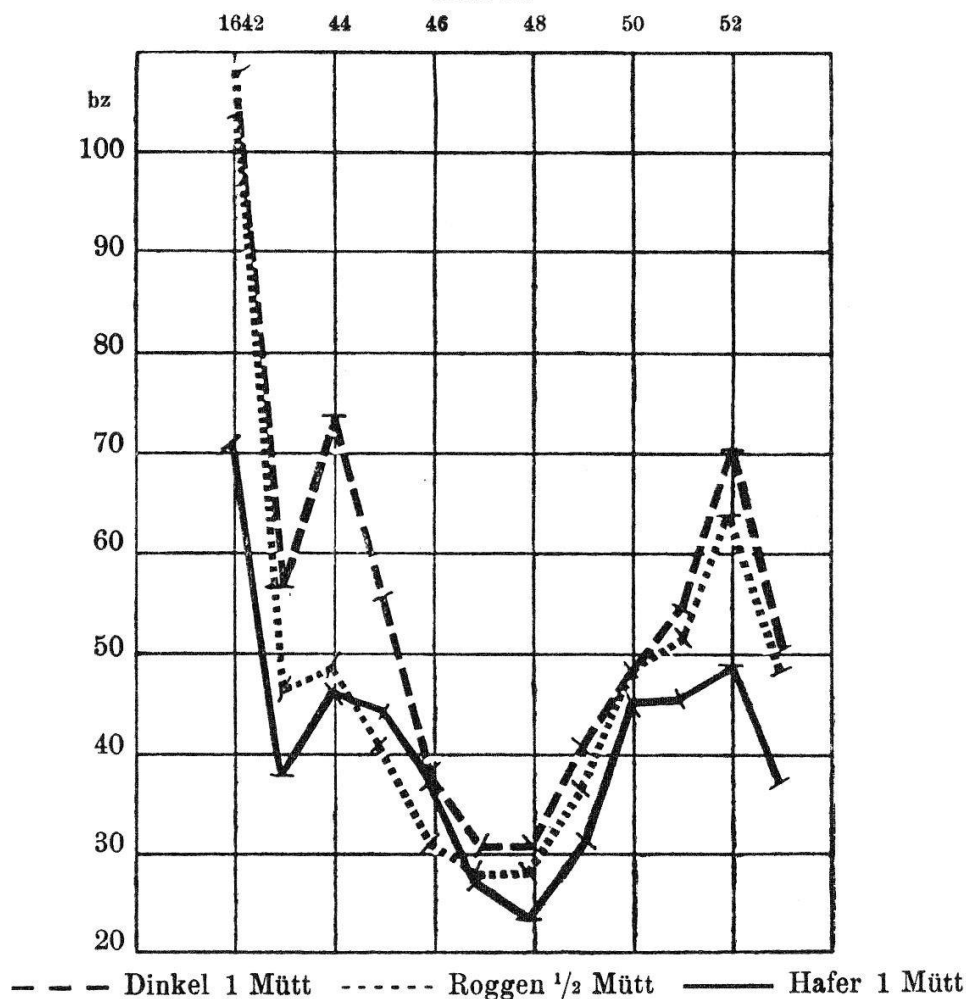
Nachkriegspreise

1647/48 kam das Abgleiten zum Stillstand. Tabelle 10 zeigt die weitere Entwicklung des Kornmarkts bis zum Bauernkrieg. Der Tiefpunkt war bald überwunden, und es folgte nochmals eine Konjunkturzeit, die im Frühjahr 1652 den Scheitelpunkt erreichte. Dinkel ging von 30 bz auf 70, Roggen von $4\frac{1}{2}$ bz auf $10\frac{1}{2}$ das Mäss, Hafer von $22\frac{1}{2}$ bz auf 48, Gerste von 45 bz auf 96, das Mäss Erbsen — die wichtigste Hülsenfrucht — von 5 bz auf 10. Der Bauer verkaufte so rasch und viel er konnte, um wieder einmal zu Geld zu kommen, und schonte auch nicht seinen Hausbedarf, so dass er sich zum Säen und Verbacken nachher in den obrigkeitlichen Speichern eindecken musste, wo er auf Kredit kaufen konnte²⁵).

Das Ansteigen von 1649/50 rührte vom mangelhaften Kornschnitt her. Schon im Mai 1649 schreibt die Regierung, die Kornfrüchte stiegen im Preis „von wegen des schlechten Aussehens der Wintersaat und der künftigen Ernte“. Auch im Ausland blieb der Ertrag unter dem Durchschnitt. In fast allen benachbarten Provinzen seien die Kornfrüchte heuriges Jahr missraten, sagt ein Mandat vom Herbst 1649. Damit setzte die Nachfrage von aussen wieder mächtig ein; die Teure wuchs von Tag zu Tag. Die Ernten der beiden nächsten Jahre fielen befriedigender aus; aber die Preise gaben nicht nach. Im Oberelsass bezogen lothringische Kriegshaufen in Stärke von etlichen 1000 Mann Winterquartier. Zudem spitzte sich, nun die Bedrohung von aussen, welche die Parteien bisher in Schach gehalten hatte, gewichen war, die innerpolitische Lage der Schweiz wieder zu. Die Erneuerung des Bundes der katholischen Orte mit Savoyen im April 1651 bedeutete eine Bedrohung der Waadt und weckte in Bern tiefstes Misstrauen, zumal Freiburg un-

Getreidepreise 1642—1653 Wangen - Bipp - Trachselwald

Tab. 10



verhohlen rüstete. Die Herren waren durch die Gegenmassnahmen so sehr in Anspruch genommen, dass sie anderweitige Geschäfte für sechs Wochen zurückstellen mussten; sie begründeten dies mit der „bekannten diesmaligen schwierigen Zeit und Gefahr des ganzen lieben Vaterlands“. Bei höchster Strafe war den Untertanen verboten, in fremde Kriegsdienste zu ziehen, da jeder Waffenfähige bei gegenwärtiger schwerer Zeit dem Vaterland selber vonnöten sei. Kein Wunder, dass die Brotfrucht für die nächste Zukunft unerschwinglich wurde und die Regierung von armseligen und hungernotleidenden Zeiten sprach. Der wieder abklingende politische Streit, der schöne Stand der Kornäcker brachten im Sommer 1652 eine fühlbare Erleichterung. Die Preise lagen aber auch 1653 noch erheblich über den Sätzen von 1647/48²⁶).

Der Viehmarkt erholte sich ab 1648 ebenfalls. Mangels anderweitigen schlüssigen Materials müssen die Schafpreise zur Richtschnur dienen. 1647 kaufte Fraubrunnen das Stück zum Schlachten

zu 4 ₣ im Durchschnitt, 1648 zu 5, 1649 zu 5,8, 1650 zu 6, 1651 zu 5,8, 1652 und 53 zu 6. Es ergibt sich somit ein Aufholen um 50 %. Ein Rückschlag von 1652 auf 53 ist nicht festzustellen.

Die Butterpreise zogen nicht so stark an. Es galt das Pfund rohe Butter (in kr):

	Thorberg	Fraubrunnen
1647/48	6½	6
1648/49	7	6
1649/50	8	7
1650/51	7½	7
1651/52	8	7
1652/53	7½	7

Noch starrer war der Fleischmarkt. Thorberg kaufte das Pfund Rindfleisch 1647—49 zu 3—3½ kr, 1650—53 zu 3½ kr, Thun von 1644—52 durchgängig zu 4 kr, d. h. zum gesetzlichen Höchstpreis von 1633. Landwein galt 1647/48 5—6 kr die Mass, 1649/50: 8—12, 1650/51: 8—10, 1651/52: 8—12, 1652—53: 6—9. Die Preise für Ziegel und Kalk blieben nach 1648 stetig; es ist dabei zu bedenken, dass der grosse Preissturz fast spurlos an ihnen vorübergegangen war.

Der Konjunkturverlauf ist auch aus den Erträgen der Binnenzölle ersichtlich. An Zoll- und Geleitgebühren gingen aus der bernischen Landschaft — die Waadt und die Städte Bern, Thun, Burgdorf ausgenommen — ein: 1616: 4550 ₣, 1641: 9100 ₣, 1648: 4020 ₣, 1652: 6070 ₣ ²⁷⁾.

*

Bis jetzt wurde eine Erscheinung übergangen, die bei der Erklärung des Preisproblems im Dreissigjährigen Krieg gewöhnlich in den Vordergrund gerückt wird: das Auftreten fremder *Kriegsflüchtlinge* in schweizerischen Landen. Unter dem Druck der durch den Zustrom dieser Gäste verstärkten Nachfrage — dies ist die Beweisführung — gingen die Preise für Lebensmittel, Immobilien und Wohnmieten hoch und sanken wieder nach Herstellung des Friedens, als die Massen in ihre Ursprungsländer zogen. Diese Auffassung geht zurück auf eine anonyme Darstellung des Bauernkrieges, die *Brevis et simplex relatio etc.*, deren Verfasser nach *Liebenau* der luzernische Landvogt Ludwig Cysat (gest. 1659) ist. „In Scharen kamen deutsche Flüchtlinge in die Schweiz, und diese konnte bei der schnell anwachsenden Bevölkerung kaum hinlänglich Nahrungsmittel erzeugen; daher stiegen alle Lebensmittel, Ge-

treide, Wein und Schlachtvieh auf einen ungewöhnlichen Preis; auch Wohnungen und kleine Gebäude wurden bei der beträchtlichen Zahl der fremden Einwanderer um grosse Summen vermietet oder verkauft. . . Mit den Flüchtlingen, die wieder heimkehrten, ging auch das Geld aus der Schweiz fort.“ Es ist demnach nicht zu bezweifeln, dass mindestens gewisse Gegenden der Eidgenossenschaft Flüchtlinge in ansehnlicher Zahl beherbergten. Am stärksten waren die nördlichen Grenzkantone damit belastet. Basel zählte zeitweilig bei 20 000 Einwohnern 7600 Fremde in seinen Mauern und auf der Landschaft, eine starke Belastung besonders des Stadtmarkts ²⁸).

Wie lagen die Dinge in Bern? — Auch hier gab es einen Fremdenzustrom. Es waren darunter vertriebene Pfarrer und Schulmeister aus der Pfalz und Baden, denen die Regierung etwelche Unterstützung gewährte, auch Handwerker aus jenen Gegenden, die im Lande herum und auf den Schlössern der Amtleute um Arbeit vorsprachen. Dies war das anständige Element unter den Verjagten; man nahm sie gern auf; die Gemeinsamkeit des bedrohten Glaubens sicherte ihnen den staatlichen Schutz. Die Obrigkeit gedachte auch derer, die draussen blieben; die Erträgnisse regelmässiger amtlicher Sammlungen wanderten in die heimgesuchten protestantischen Gebiete des Reichs ²⁹).

Seit Mitte der Dreissigerjahre war die westliche Waadt mit Flüchtigen aus der Freigrafschaft überschwemmt; der Aargau nahm Verjagte aus dem Fricktal, das Seeland solche aus dem Laufental auf. Man duldete sie, obgleich sie sich vielfach zum katholischen Glauben bekannten, wie etwa die Refugianten aus der Franche-Comté. Erst als sie teils mit liederlichem Leben, teils mit Propagierung ihrer Konfession dem Gastvolke lästig fielen, ordnete die Regierung die Ausweisung der Burgunder an. Verschont wurde nur, wer als Knecht und Magd bei Herren oder Bauern in Dienst getreten war. Es erwies sich jedoch als unmöglich, das wilde fremde Volk loszuwerden. Man versuchte es schliesslich mit einer Einreisesperre, um wenigstens neuen Zuzug zu verhindern; grundsätzlich sollte der Grenzübertritt nur wandernden Handwerksburschen und vertriebenen Glaubensgenossen offen stehen ³⁰).

Die Wirkung des durch die Flüchtlinge eingetretenen Konsumentenzuwachses auf die Preisbildung wird meist überschätzt. Die Zahl der auf altbernisches Gebiet Vertriebenen war zu gering, um eine fühlbare Lebensmittelverknappung hervorzurufen. Die altbernische Landschaft erlebte keine Flüchtlingsinvasion wie Basel. Die Verluste, welche die Pest in den Jahren 1628/29 forderte, wur-

den durch den Fremdenstrom bei weitem nicht wettgemacht. Es ist ausserdem auffällig, dass die Obrigkeit, für die doch die Preis- und Versorgungsfrage das Zentralproblem war, die Flüchtlingsangelegenheit bloss ausnahmsweise in diesem Zusammenhang sah, Ausweisungen z. B. nur ein einziges Mal mit Mangel und Teure begründete³¹⁾. Und dann ist noch auf eines zu verweisen. Es fehlt für den Kanton Bern jeder Anhaltspunkt dafür, dass *reiche* Ausländer in erheblicher Zahl ihr Geld hier in Sicherheit brachten, in Grundbesitz anlegten und so Land- und Häuserpreise hochtrieben. Solches müsste in den Urbarien seinen Niederschlag gefunden haben; es müssten im umfangreichen Quellenmaterial der Zeit mindestens Andeutungen zu finden sein. Der Bauer Jost, der einen ausgedehnten Bekanntenkreis besass und Handel und Wandel im Lande herum kannte, würde das Auftreten fremder Käufer bäuerlicher Liegenschaften zweifellos vermerkt haben, falls solche sich eingestellt hätten.

Es ist schliesslich zu berücksichtigen, dass eben zu der Zeit, als die bernische Landschaft die grösste Zahl Flüchtlinge beherbergte, in den Vierzigerjahren, der Preissturz eintrat. Die Preise sanken eben nicht nach, sondern vor Friedensschluss auf den Vorkriegsstand. Nach allem darf festgestellt werden, dass die Flüchtlinge, zum weitaus grössten Teil mittelloses Volk, nicht als Käufer auftreten konnten und daher auf die Preisgestaltung ohne nennenswerten Einfluss blieben. Sie nahmen höchstens die staatliche Fürsorge in Anspruch, häufiger noch die Polizei. Als Konjunkturfaktor fallen sie ausser Betracht. Für die bernische Regierung war die Flüchtlingsfrage eine soziale, nicht eine wirtschaftliche Angelegenheit.

*

Ein Blick auf die Preise der einzelnen Verbrauchsgüter lässt erkennen, dass das gegenseitige Wertverhältnis ein wesentlich anderes war als heutzutage. Die folgende Gegenüberstellung gewährt überraschende Aufschlüsse. Es galt 1648 und heute:

	1648 (bz)	1937 (Fr.)
Butter (kg)	3	4.50
Fettkäse (kg)	4	2.80
Magerkäse (kg)	2	1.40
Weisswein, offen (Liter)	1	2.40
Rindfleisch (kg)	2	2.80
Schafe (Stück)	30	60.—
Erbsen (kg)	0,5	—80
Dinkel, unentspelzt (hl)	20	10.—

	1648 (bz)	1937 (Fr.)
Roggen (hl)	34	17.—
Salz (kg)	1	— .25
Reis (kg) [1642/43]	3	— .60
Zucker (kg) [1616/17]	24	— .50
Mannsschuhe (Paar)	20	20.—
Eisen (kg)	2,5	— .40
Sensen (Stück) [1626/27]	13	13.—

Für die nämliche Warenmenge, die heute zu 100 Fr. erhältlich ist, zahlte man 1648 in Batzen:

Weisswein, offen	42	Magerkäse	144
Schafe	50	Roggen	200
Erbsen	62	Dinkel	200
Butter	67	Salz	400
Rindfleisch	71	Reis	500
Mannsschuhe	100	Eisen	600
Fettkäse	143	Zucker	4800

Verhältnismässig billig waren demnach Butter, Fleisch, Hülsenfrüchte und Wein. Käse war schon teurer, sehr teuer Reis, Salz, Eisen, vom Zucker ganz zu schweigen, teuer aber auch die Brotfrucht. Dabei ist zu bedenken, dass vorstehender Berechnung die gerade für Getreide ausnehmend niedrigen Preissätze von 1648 zugrunde liegen. Für 1652 müsste man Roggen und Dinkel zu 400 bz veranschlagen. Zudem ist bei diesen Vergleichen das mächtige Anziehen der Getreidepreise auf dem Weltmarkt seit 1935, wie auch die Abwertung des Schweizerfrankens berücksichtigt worden. 1648 war das Korn viermal, 1652 achtmal, 1642 zwölfmal teurer als 1934. Das Brot war die weitaus kostspieligste Nahrung. Es ist keine gewagte Behauptung, dass es zu gewissen Zeiten monate-, vielleicht jahrelang nur in ganz ungenügenden Mengen auf den Tisch des Armen kam. Selbst dem Eigenversorger war es ein begehrtes Gut. Musste doch einmal ein Bauer aus dem Amt Trachselwald gebüsst werden, weil er ein Brötchen gestohlen hatte.

Die Spannung zwischen Vieh- und Getreidepreisen benachteiligte den Viehbauer. Das Oberland hatte nie so gute Zeiten wie die Erzeugerschicht der übrigen Landesteile. Soweit in den Bergtälern noch Brotfrucht gedieh, deckte sie höchstens den Eigenbedarf des Produzenten. Der Oberländer löste aus seinen Produkten vergleichsweise wenig. Die Viehhaltung und besonders die Milchverwertung zu Butter und Käse bedingte einen beträchtlichen Salzverbrauch, und Salz war im Oberland noch teurer als anderwärts. Dazu kommt, dass der Durchschnittsbauer des Oberlandes die ma-

gern Erträgnisse seiner kleinen Roggen- und Gerstenäcker durch Zukauf ergänzen musste. Er verkaufte billig und kaufte teuer. Sein Widerstand gegen die preisdrückende Politik der Regierung auf dem Viehmarkt ist daher sehr begreiflich. Die Lebenshaltung des mittlern und kleinen Bergbauers muss dürftig gewesen sein.

Anders in den Korngegenden. Der selbst zu wohlfeilen Zeiten hohe Markterlös aus der Brotfrucht gewährleistete dem Bauer einen soliden Wohlstand. Nicht dass man im Unterland ausschliesslich oder auch nur deutlich vorwiegend Körnerbau betrieb. Der Bauer durfte den Stall mit Rücksicht auf genügende Düngung der Kornäcker nicht zu klein werden lassen, und aus dem nämlichen Grunde liess sich der Getreidebau nicht beliebig steigern. Die Obrigkeit erlaubte Neuaufbrüche auf den Gütern der ehemaligen Klöster nur dann, wenn eine ausreichende Düngung gesichert war³²⁾. Die Versuchung zum Raubbau war für die Verwalter der staatlichen Domänen deshalb gross, weil sie in den sechs Jahren ihrer Amtstätigkeit möglichst viel herauswirtschaften wollten. Im Bauernstand hingegen erhielt sich das Gleichgewicht von Getreidebau und Viehzucht von selber.

Das Missverhältnis von Getreide- und Viehpreisen beruht hauptsächlich auf dem verhältnismässig starken Angebot auf dem Viehmarkt und dem schwachen auf dem Kornmarkt. Der Körnerbau gedieh im Gegensatz zur Viehzucht eben nicht im ganzen Lande; der Produktionsausfall des Oberlandes konnte nicht durch billige Einfuhr wettgemacht werden und wirkte daher verschärfend auf die Kornpreise.

Die um 1850 einsetzende Verschiebung der Wertrelation der einzelnen Verbrauchsgüter ist wesentlich eine Folge der Verbilligung der Frachtsätze durch die Eisenbahnen. Erst der Schienenweg hat dem schweizerischen Verbraucher wohlfeiles Brot gebracht; erst die Bahnen haben unserm Lande die Kornkammern Russlands und des Donauraums erschlossen. Aus demselben Grund sanken die Salz- und Eisenpreise, während die relative Verteuerung des Weines wenigstens teilweise aus dem Rückgang des Rebbaus im alten Kantonsteil zu erklären ist.

Das gewandelte Wertverhältnis der Konsumgüter ist das grösste Hindernis für eine Ermittlung der Wertbeziehung des Batzens zum jetzigen Franken. Es ist unmöglich, die Kaufkraft des Batzens aus irgendeiner Epoche allgemein in heutigen Schweizerfranken auszudrücken. Alle derartigen Versuche sind müssig und führen zu nichts. Man kann höchstens die Einzelware zur Grundlage einer Vergleichung nehmen. Auf Schuhe bezogen, hatte der Batzen um 1650

eine Kaufkraft von 1 Fr.; auf Dinkel: 1 bz = 0,25 Fr. (1652), auf Butter: 1 bz = Fr. 1.50, auf Wein: 1 bz = Fr. 2.40, auf Rindfleisch: 1 bz = Fr. 1.40, auf Käse: 1 bz = Fr. —.70, auf Schafe: 1 bz = Fr. 2.—, auf Salz: 1 bz = Fr. —.25.

3. Die Lohnbewegung

Es bleibt zu untersuchen, ob das Arbeitseinkommen der unselbständig erwerbenden Konsumentenklassen mit der Preisentwicklung Schritt hielt; es gilt also das Verhältnis von Preis- und Lohnbewegung zu ermitteln.

Lohnbezügler waren Dienstboten, Tagelöhner, Gesellen, aber auch die Handwerksmeister, ferner die dünne Schicht der Festbesoldeten (Pfarrer, Professoren, Lehrer). Handwerk und Gewerbe arbeiteten fast durchwegs auf der Stör um Taglohn. Dies allein schon beweist die bescheidene soziale Stellung des Handwerkerstandes. Der Maurermeister erhielt den Kalk vom Arbeitgeber geliefert, der Schmied das Eisen, der Dachdecker Ziegel und Schindeln, der Gerber die Häute, der Sattler und Schuster das Leder, der Weber das Garn, der Schneider das Tuch. Sie waren also durchaus Lohnarbeiter. Man unterschied grossen und kleinen Taglohn, Taglohn mit und ohne Verköstigung. Der kleine bestand aus Geld und drei Mahlzeiten, der grosse aus einem entsprechend höhern Barbetrag: „für spys und lohn“. Der kleine Taglohn war die Regel. Diese Art der Entlohnung hatte für den Arbeitenden den Vorteil, dass ein Teil des Lohnes den Marktschwankungen entzogen blieb. Stiegen die Preise, dann erhöhte sich ein Teil des Lohnes von selber. Man kann daher mit Einschränkung von gleitenden Löhnen sprechen. Der Arbeitgeber fand dabei den Nutzen in verminderten Barauslagen; was die Handwerker verzehrten, belastete den Haushalt des Grossbauers wenig.

Die Lohnsätze waren ziemlich einheitlich. Der Maurer, Zimmermann, Schreiner, Schuster, Schneider usf. verdienten gleichviel. Zur Winterszeit, „in den kurzen Tagen“, bezog der Handwerker infolge der beschnittenen Arbeitszeit etwa ein Drittel weniger¹⁾. Die Arbeit begann morgens fünf Uhr im Sommer, sechs Uhr im Winter, und dauerte bis sechs Uhr abends im Sommer, bis zum Einnachten im Winter²⁾. Es waren lange Arbeitstage.

Die Löhne von 1530—1618

Wie wirkte die Preisrevolution auf die Barlöhne? Fand eine Angleichung an die zwei- bis dreifach verteuerten Lebenskosten statt?

Um 1530 erhielt ein Handwerksmeister 5 s im kleinen Taglohn, ausnahmsweise 6, ein Geselle 4. Um 1550 finden sich dieselben Ansätze, ebenfalls noch um 1600. Die mächtige Preissteigerung hatte die Barlöhne nicht berührt. Wohl finden sich ab und zu höhere Sätze — bis 8 s³⁾ —, aber so vereinzelt, dass sie das Gesamtbild nicht verändern.

Die Jahrlöhne der Dienstboten blieben gleichfalls mehr oder minder stationär. Das Haus Interlaken zahlte 1550/51 und 1600/01 an Löhnen (in ₣):

	1550/51	1600/01	
Reitknecht	22	20	
Senn	22	20	(dazu 5 ₣ 12 s für 2 Ellen Löntsch)
Hausknecht	22	18	(dazu 3 ₣ für 2 Ellen Tuch)
Bäcker	22	22	
Zugknecht	20	20	
Sommerknecht	12	12	
Küherknecht	5	6	
Köchin d. Amtmanns	6	6	
Kindermädchen d. A.	2	4	

Dagegen erhöhten sich die Bezüge des Meisterknechts von Thorberg zwischen 1550 und 1600 von 16 ₣ auf 18, des Karrers von 18 auf 24, des Müllers von 12 s die Woche auf 15, der Köchin von 8 ₣ auf 10, der Küchenmagd von 7 ₣ auf 8. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, dass der Arbeitgeber nicht nur für die Verpflegung, sondern teilweise auch für die Bekleidung der Dienstboten aufkam. Sie waren zudem nicht selten verheiratet und genossen in diesem Fall einen billigen Familienunterhalt. Diese Vorteile fielen für den Handwerker und den Tagelöhner, die eigentlichen Opfer der Preiskrise, weg. Zwar wuchs jener Teil ihres Einkommens, den sie in Form der Verköstigung durch den Arbeitgeber erhielten, gerade wegen der allgemeinen Teure erheblich, arbeiteten sie doch fast ausnahmslos auf der Stör. Aber das kam nur dem Arbeiter persönlich zugut, nicht seiner Familie, die sich mit den nominell gleichgebliebenen, praktisch jedoch ausserordentlich entwerteten Barbezügen durchzuschlagen hatte. Das musste zur Verelendung des Handwerkerstandes führen. Es gab allerdings ein starkes Gegengewicht, das den völligen Ruin dieser Schicht aufhielt: Tagelöhner und Handwerker führten nebenbei meist einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb, der ausreichte, ihre Angehörigen mit dem Allernotwendigsten zu versehen, Brotfrucht ausgenommen. Dennoch ist nicht daran zu zweifeln, dass das Handwerk verarmte und in der sozialen Geltung sank. „Hausarme und Handwerker“ werden nach

1600 häufig zusammen genannt ⁴⁾). Es zeugt für die damalige Ohnmacht der Landzünfte, dass sie auch eine bescheidene Anpassung der Barlöhne an die verminderte Kaufkraft des Geldes nicht durchzusetzen vermochten.

Das Weberhandwerk samt seinen vorbereitenden oder ergänzenden Zweigen — Hecheln, Spinnen, Kämmen, Färben, Walken — wurde meist zu Hause, nicht auf der Stör betrieben. Weber, Färber, Walker wurden für die Elle entlohnt, Hechler, Spinner und Kämmer für das Pfund. Der Weber erhielt um 1550 je nach der Güte des Stoffes für die Elle 5—11 d, um 1600 6—12 d. Thorberg zahlte 1563/64 für das Weben von Reistentuch 8 d, 1616/17 gleichviel. Der Wollkämmer bekam von 1550—1618 durchgängig $\frac{1}{2}$ bz für das Pfund, der Hechler 10 d, der Walker 3 d für die Elle. Das Gerbergewerbe war das einzige, das eine namhafte Lohnerhöhung erreichte. Für das Gerben eines Kalb- oder Schaffells wurde 1550/51 1 bz bezahlt, seit den Siebzigerjahren $1\frac{1}{2}$ bz. Da aber die Gerber nicht auf der Stör arbeiteten und folglich nur Barlöhne bezogen, bedeutete die Erhöhung um 50 % eine ganz unzureichende Angleichung an die gestiegenen Lebenskosten. Trotz der Aufbesserung war der Reallohn gesunken. Noch schlimmer stand es um die Weber, die nicht einmal eine nennenswerte Verbesserung des Nominallohnes erlangt hatten.

Die Ursache der Versteifung der Löhne muss im Bevölkerungswachstum und der daraus entsprungenen Landnot, die ein Ueberangebot von Arbeitskräften schuf, gesucht werden ⁵⁾). Die Arbeit wurde billig, die Produkte teuer. Der grösste Nutzniesser dieser Entwicklung war der Bauer. Gewiss brachte die Zeit auch ihm Mehrauslagen: Salz, Eisen, Baumaterialien stiegen im Preis; die gewerblichen Erzeugnisse — Tuche z. B. — hielten mit der Verteuerung indessen nicht Schritt. Bodenzinsen und Zehnten waren unveränderlich; die Barleistungen verminderten sich durch die Geldentwertung. Der gesteigerte Markterlös machte die Mehrauslagen des bäuerlichen Betriebes mehr als wett.

Gut ging es, nach den Professorengehältern zu schliessen, den Festbesoldeten der Hauptstadt. Doch erfuhren sie die Erleichterung erst, nachdem sich die Preise auf dem bekannten hohen Stand stabilisiert hatten. Die Professoren an der Obern Schule zu Bern bezogen 1548 160 ₣ in bar, 20 Mütt Dinkel, 5 Mütt Hafer und 6 Saum Wein. 1598 erfolgte eine erste Zulage. Sie erhielten jetzt $186\frac{2}{3}$ ₣, 26 Mütt 8 Mäss Dinkel, 6 Mütt 8 Mäss Hafer, 7 Saum 33 Mass Wein. Die Venner fanden die Aufbesserung jedoch noch nicht der Teuerung entsprechend und verordneten im selben Jahr eine Besoldung von

220 ₰ in bar, 36 Mütt Dinkel, 10 Mütt Hafer und 8 Saum Wein. Nach den Getreide- und Weinpreisen umgerechnet bezogen die Professoren 1548 alles in allem bei 260 ₰, 1598 bei 760 ₰, nahezu das Dreifache. Im folgenden Jahr wurden auch die Gehälter der drei Lehrer der Deutschen Schule von je 80 ₰ und 12 Mütt Dinkel auf 200 ₰ und 20 Mütt erhöht ⁶⁾).

Die Bezüge einer andern Klasse von Festbesoldeten, der Pfarrherrn, stiegen nicht so stark. Der Predikant von Köniz erhielt 1554 140 ₰ in bar, 20 Mütt Dinkel, 20 Mütt Hafer, insgesamt etwa 385 ₰. Die Gehälter der Pfarrer von Bümpliz, Mühleberg, Neuenegg und Laupen wuchsen nominell überhaupt nicht, doch gingen sie, dank des steigenden Werts der Naturalbezüge, von selber nach oben. Zudem hatten die Geistlichen freie Wohnung; das Brennmaterial erhielten sie umsonst; zur Pfarrei gehörte stets ein mässiger Landwirtschaftsbetrieb, den der Predikant selber führte oder in Pacht gab ⁷⁾.

Zwischen 1600 und 1620 begannen unter dem Druck der verteuerten Lebenshaltung auch die Handwerkerlöhne zu steigen, allerdings nur unwesentlich und nicht allgemein. Der kleine Taglohn betrug nun 5—6, höchstens 7 s für den Meister, 5—6 s für den Gesellen, der grosse etwa das Doppelte: für den Meister 12—13, für den Gesellen 11—12. Der geringe Unterschied von Meister- und Gesellenlöhnen zeigt, dass die Meisterarbeit nicht entsprechend geschätzt wurde. Schlecht waren die Arbeiter in der Weinlese bezahlt. Die Brententräger und Moster in Thun erhielten neben der Verpflegung 4 kr im Tag, etwa 2½ s. Der Amtmann schrieb 1616 in die Rechnung, er habe im letzten Herbst 5 kr geben müssen, weil er um geringern Lohn niemanden hätte finden können. Fraubrunnen zahlte schon 1610 6 kr.

Die Löhne der Kriegs- und Nachkriegszeit

Die Löhne der Vorkriegsjahre versteiften sich bis weit in den Krieg hinein. Eine gewisse Anpassung an die Preise ergab sich erst in der langen Teurungsperiode seit 1635. Eine frühere dauernde Angleichung hatten die Preisstürze von 1623—26 und 1630—34 verhindert. Hemmend wirkte auch das zähe Beharrungsvermögen, das den Lohnsätzen eigen ist. Ueberdies rechnete man immer noch mit einem baldigen Friedensschluss. Als indessen 1635 auch Frankreich noch zu den Waffen griff, schien der Friede in weite Ferne gerückt, und man begann mit dem Krieg als einem Dauerzustand zu rechnen.

Jetzt zogen auch die Löhne an. Von 2—2½ bz um 1618 ging der kleine Taglohn des Handwerksmanns auf 3 bz, der grosse von 5 bz für den Meister und 4½ bz für den Gesellen auf 6—7 bzw. 5½—6½ bz. Um 1640 lagen sie zeitweilig bei 7—8 bzw. 6½ bis 7½ bz. Thun zahlte den Lesern noch 1633 den Vorkriegslohn von ½ bz den Tag, 1640 1 bz, den Brententrägern und Mostern 1634: 1 bz, 1640: 1½ bz. Der Gerber erhielt jetzt für ein Kalb- oder Schaffell 2—2½ bz gegen 1½ bz früher. Das Gewerbe in der Hauptstadt hatte höhere Preise. Der Schultheiss von Thun zahlte für das Gerben eines Kalbfelles 2½ bz in Bern und 2 bz in Unterseen, für die Verarbeitung einer Rinderhaut 15 bz in Bern und 12 bz in Unterseen.

Die Weber wurden nicht wesentlich besser entlohnt. Für die Elle Zwilch zogen sie nun 10 d gegen 8 d vordem; das Hecheln von Werg trug seit 1638 12 d das Pfund ein gegen 10 d um 1600. Das Weberhandwerk scheint überhaupt in geringer Achtung gestanden zu haben. Zu einer Zeit, da Zimmerleute, Maurer usf. im kleinen Taglohn 3 bz verdienten, musste sich ein Tuchweber auf der Stör mit 2 bz zufrieden geben, ein Bandweber gar mit 1 bz. Der Bandweber, der einen Monat auf der Stör arbeitete, verdiente knapp soviel, dass er sich und seinem Kind ein Paar Schuhe kaufen konnte. Die Frauenarbeit war noch schlechter bezahlt. Eine Nähterin auf der Stör wurde mit ½ bz im Tag entlohnt.

Die Jahresbezüge der Dienstboten stiegen im Kriege nicht mehr. Das Haus Thorberg gewährte seinen Knechten und Mägden 1616, 1630 und 1643 die gleiche Jahreslohnung (in ₣):

Dem Reiter	26 ² / ₃	Dem Senn	24
Dem Schmied je Wochentag	1 bz	Dessen Meisterknecht	18
Dem Müller je Wochentag	1 bz	Dem Sennbuben	8
Dem Müllerknecht	13 ¹ / ₃	Dem Stallknecht	16
Dem Bäcker	20	Der Köchin d. ob. Küche	10—12
Dem Bäckergesellen	15	Der Köchin d. untern Küche	12
Dem Karrer	24	Der Hühnermagd	8
Dem Karrknecht	18	Der Wäscherin	8
Dem Ochsenkarrer	20	Der Spinnerin	6
Dem Ochsenbuben	10	Der Krankenfrau	8
		Den drei Untermägden je	8

Doch es scheint, dass die Dienstboten mehr als früher mit Kleidern und Schuhwerk versorgt wurden⁸⁾. Es herrschte gewiss ein Zudrang zu diesen staatlichen Arbeitsplätzen; das machte die Arbeit auch hier wohlfeil. In der Stadt wurden die Dienstboten

besser entlohnt; dafür fiel die Bekleidung weg. Der Lehrmeister Suter von der Deutschen Schule in Bern zahlte seiner Magd 20 ₣ jährlich; aber einzig ein Paar Frauenschuhe kostete 18 bz — etwa $2\frac{1}{2}$ ₣, wobei zu berücksichtigen ist, dass der jährliche Schuhbedarf für eine Person sich auf drei Paar belief⁹⁾.

Stichproben beweisen, dass auch die Predikantenbesoldungen im ganzen unverändert blieben. Die Bar- und Naturalbezüge der Pfarrherrn von Mühleberg, Laupen und Bümpliz waren 1554, 1608 und 1682 nominell gleich. Der Pfarrer von Fraubrunnen erhielt 1610, während des Krieges und nachher 1761 $\frac{1}{2}$ ₣ in bar, 4 Mütt Roggen, 24 Mütt Dinkel und 12 Mütt Hafer¹⁰⁾. Mit den Getreidepreisen sank oder stieg der nominelle Geldwert des Gehalts: 1610: 480 ₣, 1618: 360, 1622/23: 610, 1633: 395, 1641/42: 700, 1648: 340, 1652: 535 (Barbesoldung inbegriffen).

Den Professoren an der Obern Schule dagegen wurden 1640 Teuerungszulagen verordnet. Ihre Gehälter stiegen von 220 ₣ auf 400, von 36 Mütt Dinkel auf 56, von 10 Mütt Hafer auf 20. Der Professor der Theologie bezog 500 ₣, 60 Mütt Dinkel und 20 Mütt Hafer. Die Lehrer an der Deutschen Schule bekamen lediglich einen Zuschuss von 4 Mütt Dinkel; die Geldentschädigung erhöhte sich nicht. Dafür wurde ihnen seit 1616 täglich „zwiefach Mus und Brot“ zuteil, d. h. zwei Kellen Mus und nicht ganz zwei Pfund Brot aus der Mushafenstiftung. Unter den Lehrern bestanden indessen grosse Lohnunterschiede. Johann Jakob Suter, „Burger und lateinischer Lehrmeister der Jugend zu Bern“, klagt in einer Eingabe an den Rat im März 1642, er ziehe bloss 100 ₣ in Geld und 12 Mütt Dinkel nebst zwiefach Mus und Brot; er schlage sich mit den Seinen in dieser grossen und herben Teure nur unter starken Entbehrungen durch, müsse er doch allein an Hauszins jährlich 13 Kr = $43\frac{1}{3}$ ₣ verausgaben¹¹⁾.

Der Preissturz der Vierzigerjahre berührte die Löhne nicht. Das Beharrungsvermögen der Lohnsätze wirkte sich nun zugunsten der Handwerker und Tagelöhner aus. Die Handwerksleute, so hiess es jetzt, haben bei jetziger Wohlfeile eine gute Sache, indem sie dessen ungeachtet bei dem alten Lohn stetig verbleiben¹²⁾. Ein Zimmermeister erhielt um 1639 noch 6—7 bz im grossen Taglohn, 1648/49 7 bz, und so lagen die Verhältnisse auch bei den übrigen Handwerkszweigen. Als die Regierung 1649 auf die Klage der Bauern den Versuch einer Kürzung der Handwerkerlöhne unternahm¹³⁾, hatte sie nur halben Erfolg. Die wiederum anziehenden Preise rechtfertigten eine empfindliche Lohnsenkung übrigens keineswegs. Dass es schwierig war, die Löhne zu drücken, hatte sich

schon 1632 gezeigt, als Zürich, Schwyz und Glarus die 1622 gestiegenen Tarife der Zürichseeschifffahrt in Anbetracht der zurückgegangenen Preise auf den alten Stand hinunterschrauben wollten. Die Schiffmeister hatten erklärt, lieber die Schifffahrt aufzugeben als die Frachten zu ermässigen¹⁴⁾. Der Salztransport zu Wasser ab Yverdon wurde ebenfalls nicht billiger. Die Sätze lauteten je Fass¹⁵⁾:

	1634	1638	1648
	bz	bz	bz
Yverdon — Murten	4	5	6
Yverdon — Nidau	4½	5	6
Yverdon — Solothurn	7	—	10

Immerhin geht aus den uneinheitlichen Lohnsätzen der Jahre 1650—53 hervor, dass der Lohnspiegel hier und dort Einbrüche erlitt. Der kleine Taglohn hielt sich zwar unverändert auf 3 bz für den Meister und 2½ bz für den Gesellen; der grosse aber schwankte zwischen 6 und 7½ für den Meister, zwischen 5½ und 7 für den Gesellen.

Verglichen mit den Löhnen um 1618 lagen die Nachkriegslöhne um 1—2 bz (ohne Verpflegung) und ½—1 bz (mit Verpflegung) höher, d. h. durchschnittlich um ein Drittel. Hält man sich den Gesamtverlauf der Lohnentwicklung innerhalb der hundert Jahre von 1550—1650 vor Augen, so ergibt sich, dass der Lohnarbeiter, an den Lebenskosten gemessen, viel verloren hatte. Der grosse Taglohn war von 4 bz auf schwach 7 im Mittel gestiegen, der kleine von 2 auf 3. Die *Kaufkraft* der Löhne aber, der Reallohn, war, wie nachstehende Zusammenstellung zeigt, binnen Jahrhundertfrist um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Mit dem kleinen Taglohn kaufte der Handwerksmeister:

	1550	1600	1648	1652
Butter (Pfund)	4	1,33	1,8	1,5
Wein (Mass)	2,5	1	1,8	1,25
Salz (kg)	7,5	2,5	2,75	2,75
Landtuch (Elle)	1	0,5	0,55	0,55
Dinkel (Liter)	19	7,5	15	7,2

Die Lohnerhöhung während des Krieges vermochte die gesunkene Kaufkraft des Geldes nicht auszugleichen; auch ohne Kürzung blieben die Reallöhne gering genug. Die menschliche Arbeitskraft wurde nicht hoch veranschlagt. Ein Handwerksmeister musste um 1650 drei grosse Tagelöhne an ein Paar Schuhe wenden, ein gelernter Arbeiter dagegen heute anderthalb Tagesverdienste. Ein gros-

ser Taglohn reichte gerade aus, um für 7 kg Brot Dinkel zu erstehen. Der Arbeiter kauft heute mit einem Tagesverdienst 30 kg Brot ¹⁶⁾.

Die landwirtschaftliche Kaufkraft, die sich ergibt aus einer Vergleichung der Preise für die Produkte, die der Bauer zu verkaufen hat, mit den Preisen für die Waren, die er kaufen muss, war um 1600 besonders stark, da bei zwei- bis dreifach gestiegenen Agrarpreisen die gewerblichen Erzeugnisse wegen der gleichgebliebenen Löhne verhältnismässig niedrig standen. Sie wuchs 1635 bis 1642 weiter an, nahm jedoch 1643—48 sehr rasch ab, weil der zusammenschmelzende Markterlös nicht von einer entsprechenden Verbilligung der landwirtschaftlichen Bedarfsartikel begleitet war. Bloss Wein und vielleicht Tuche waren zu Vorkriegspreisen erhältlich. Die Salzpreise lagen 1648 30 % über jenen von 1618; das Paar Schuhe galt weiterhin 20 bz. Eine ähnliche Versteifung ist auch für die Preise der meisten übrigen Erzeugnisse des Handwerks anzunehmen. Die Preise für Baumaterialien gaben bekanntlich ebenfalls nur schwach nach.

Es ist jedoch nicht zu vergessen, dass die Agrarkrise nur von kurzer Dauer war. Als ausgesprochene Krisenzeit können bloss die Jahre 1646—49 bezeichnet werden. Die Erholung der Korn- und Viehsätze um 100 bzw. 50 % von 1648—52 stärkte die bäuerliche Kaufkraft ganz beträchtlich. Die Spannung zwischen Löhnen und Preisen, die sich um 1648 flüchtig zugunsten des Handwerks gemildert hatte, war wieder da und mit ihr die alte Ueberlegenheit des Bauers über Handwerk und Gewerbe.